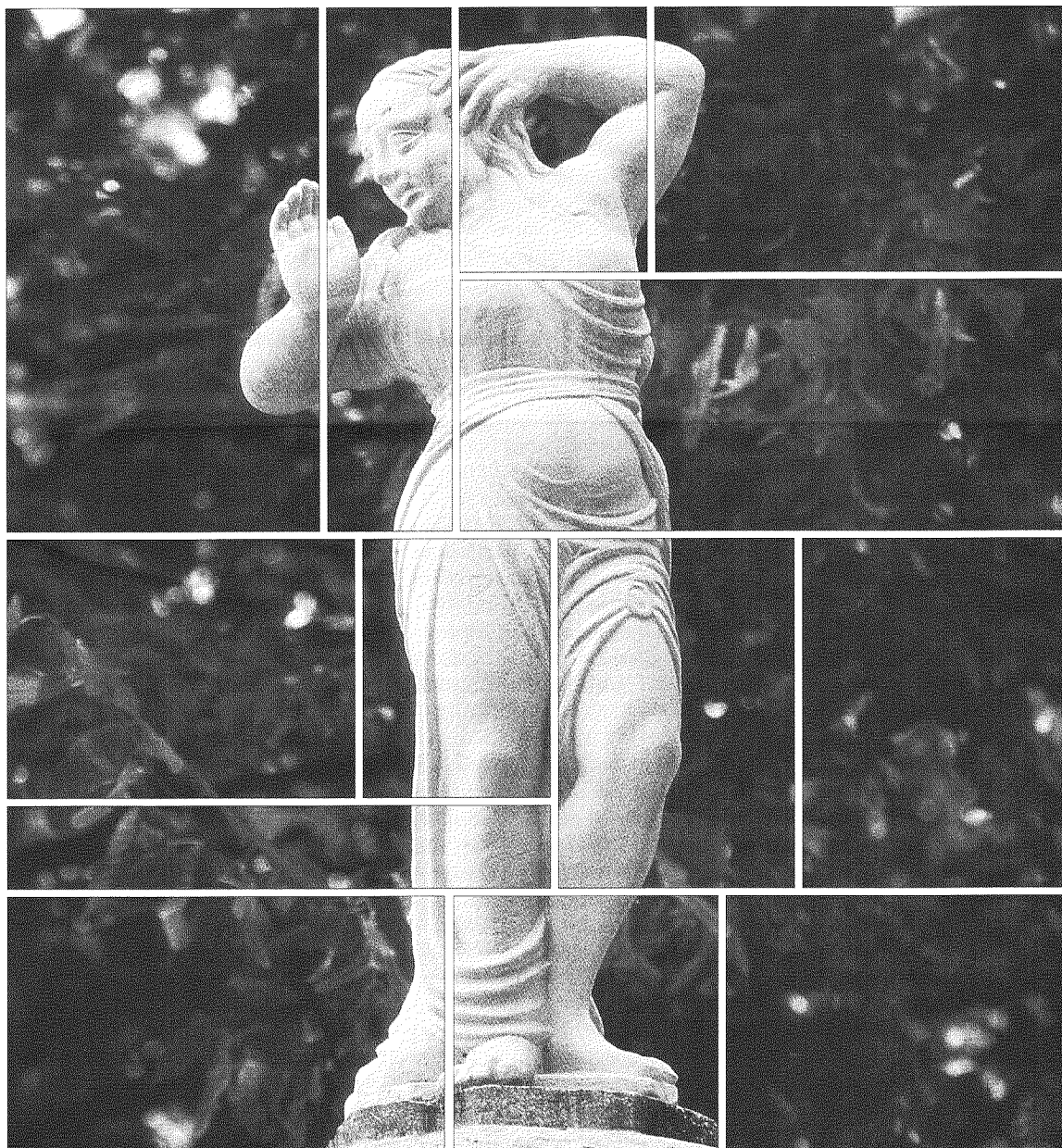


FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
17. Jahrgang
Mai 2001

FAMA 2



Körper teilen – Körperteile

Ur-Sache war die Hybris. Die Menschen wollten hoch hinaus, in den Himmel wollten sie. Zeus und die andern Götter hielten Rat, was zu tun sei. Zeus hatte den entscheidenden Einfall: «Die Menschen sollen schwächer werden. Ich will sie auseinanderschneiden wie man Birnen in zwei Hälften schneidet.» Gesagt, getan. – Die Menschen waren damals kugelförmig, und es gab sie in drei Geschlechtern: männlich, weiblich und mannweiblich. – Zeus beauftragte Apollon, nachdem er selbst die Menschen geteilt hatte, den Menschenhälften das Gesicht zur Schnittfläche hin herumdrehen, damit sie – den Schnitt stets vor Augen – bescheidener werden. Apollon führte den Auftrag aus und danach zog er die Haut von allen Seiten zusammen über dem, was wir heute als Bauch bezeichnen. In der Mitte, beim nachmaligen Nabel, schnürte er die Hautränder zusammen und glättete die Falten. Infolge der Trennung ging nun jede Hälfte voller Sehnsucht einer andern nach ... So beginnt Aristophanes, der griechische Komödiendichter, seinen Beitrag zu Platons «Gastmahl».

Nun, offenbar ist den Menschen das «Götter-Spielen» noch nicht vergangen. Als Geteilte, als Körperteile haben sie Lust bekommen am und an Körperteilen – auf welche Weise und wofür auch immer – bis heute.

Als das Redaktionsteam das vorliegende Heft konzipierte, ging es von Anfang an um eine doppelte Optik: Das Thema soll aus der Perspektive des ganzen Körpers und von einzelnen Teilen her angegangen werden. Wie immer konnte nicht Vollständigkeit das Ziel sein, sondern ein partielles Auffächern der Problematik, ein ausgewähltes Angebot an istraktiven, innovativen und eigenwilligen (im besten Sinn des Wortes) Zugriffen.

Körper teilen – eine Handlung, die durch die Verben «geben» und «nehmen» konkretisiert werden kann. In Verbindung mit der Diskussion um die Organtransplantation geraten die bei-

den Tätigkeitswörter in ein Spannungsverhältnis. Einerseits: Wer gibt? Wer bestimmt das Geben? Geben wofür? Geben unter welchen Umständen? Andererseits: Wer nimmt? Woher wird genommen? Wie geht die/der Empfangende mit der Gabe um? Drei Artikel dieser Nummer setzen sich je aus einem anderen Blickwinkel und Erfahrungshintergrund mit der Transplantationsmedizin und ihren Implikationen auseinander. Aus theologisch-ethischer Sicht befasst sich Christine Ballmer-Hofer mit dem Thema. Ausgehend von verschiedenen Grundfragen – wie die nach dem Verhältnis zu Leben und Tod – sowie von Grundwerten der christlich-jüdischen Tradition, insbesondere vom Wert des Teilens, gewinnt Ballmer-Hofer Kriterien für den Umgang mit der Organtransplantation. Sie plädiert darüber hinaus für eine neue Kultur des Lebens und Sterbens im Sinne eines übergeordneten Diskussionsrahmens. Luzia Sutter Rehmann ringt in einer Art innerem Monolog mit dem Umstand, dass ihr Mann einen Organspender-Ausweis auf sich trägt. (Be)drängend stellen sich ihr vor allem Fragen und Beunruhigungen um Abschied und Sterben. Es bleibt ein «Widerstreit»; eine einfache Antwort gibt es nicht.

Der Umgang mit einem neuen und fremden Organ, die damit verbundenen Probleme und Herausforderungen stehen im Zentrum der Überlegungen von Elisabeth Wellendorf. Sie benennt zwei Faktoren, die für eine Transplantation konstitutiv sind: der Tod des kranken Organs und das Geschenk des/der Organspenders/in. Damit sorgfältig umzugehen ist von grösster Wichtigkeit, denn nur in mechanistischen Kategorien zu denken, ist unverantwortlich und gefährlich. Notwendig ist, das übernommene Organ körperlich und seelisch zu integrieren, mit ihm eine neue Identität aufzubauen.

Zunächst ist es nur ein Traum – von einem Putzroboter. «Dass man Menschen durch Maschinen ersetzt, es hat doch auch seine guten Seiten, oder?» Von Traum und rhetorischer Frage ausgehend, entfaltet Silvia Strahm Bernet den Mythos vom Geschöpf, das Schöpfer werden will. Dabei spürt sie dem «Fortschritt» auf seinem Weg von der (literarischen und kinematographischen) Fiktion über die greifbare Wirklichkeit im Zeitalter der Robotik, Gen- und Computertechnologie bis hin zur Vision vom Maschinenmenschen, vom perfekten Menschen nach. Heute schon salonfähig geworden sind «Körperkorrekturen». Bereits die Sprache ist verräterisch. So las ich kürzlich in einer Frauenzeitschrift, die mir unterwegs in die Hände kam, unter der Rubrik «Partytalk»: «Melanie Griffith ist längst rundumerneuert». Und weiter: «Wer macht's mög-

lich? Der Dermatologe Harald Lancer. Er ist der neue Dr. Frankenstein von Los Angeles. Bereits fünf Monate vor der Oscar-Verleihung im März klopfen Amerikas Filmschönheiten bei ihm an, damit er sie für die Nacht der Nächte generalüberholt.» «Rundumerneuert» und «generalüberholt» erinnern an Maschinenkörper und Ersatzteillager, an Machbarkeit und materialbedingte Notwendigkeit.

Übrigens fand sich gleich neben der Rubrik «Partytalk» die Überschrift: «Anbetungswürdig (...) Fünf Dinge, mit denen sie sich ihren Idolen gleich viel näher fühlen». Das Zitat leitet direkt über zum Beitrag von Irina Bossart, die ihr Augenmerk unter anderem auf den Reliquienkult richtet. Auch hier geht es um Verehrung, Nähe und den Wunsch, etwas von der Kraft der heiligmässigen Person auf sich selbst zu übertragen.

Körper teilen. Den Körper hingeben, damit andere zu leben haben. Ein vorrangiger Ort dieses Geschehens ist die Schwangerschaft und das anschliessende Stillen. Ein Kind nimmt Wohnung in einer Frau, es nährt sich aus ihr, zehrt von ihren Kräften, wächst und gedeiht. Auf dieses Beziehungsverhältnis richtet Monika Hungerbühler ihren Blick. Dabei sieht sie durch die schöne Vorstellung hindurch auch dunklere Seiten solcher Beziehung.

Frauen teilen ihren Körper aber auch andernorts, damit viele zu leben haben. Täglich geben ungezählte arme Frauen in Lateinamerika ihren Leib dahin, setzen ihn ein in Land-, Fabrik- und Hausarbeit, im täglichen Kampf ums Überleben und sind damit in besonderer Weise ins Sakrament der Eucharistie hineingenommen.

Im Zentrum der Ausführungen von Gerlinde Baumann stehen die Metaphern vom göttlichen Körper, von Körperteilen Gottes im Ersten Testament. Die Sprachbilder umschreiben verschiedene Erfahrungen der Menschen mit Gott. Spannend ist, dass Gott dabei sehr facettenreich erscheint; je nachdem, welcher Körperteil in den Blick gerät, präsentiert sich ein anderes Bild. Dazu trägt auch das innere Auge der Leserin / des Lesers bei...

Pars pro toto. Anders als bei Gott, erhält diese Redewendung im Zusammenhang mit der Frau eine andere Gewichtung. Am Beispiel der musizierenden Frau im Bürgertum beleuchtet Irina Bossart das Phänomen, dass einzelne Körperteile die Frau als Geschlechtswesen repräsentier(t)en und sie gleichzeitig darauf reduzierten.

Irina Bossart

Körper teilen – Leben teilen

Ethische Fragen rund um die Transplantationsmedizin

Christine Ballmer-Hofer

Die Schweiz kann sich über die weltweit beste medizinische Infrastruktur für Transplantationen ausweisen. Vergleichsweise gering dagegen ist in unserem Land die Bereitschaft, zur Rettung des Lebens eines andern Menschen ein Organ zu spenden – ausser bei Familienangehörigen. Gründe für die ablehnende Haltung gegen Organspenden sind unter anderen die Angst davor, dass mit Organen Geld gemacht und Handel betrieben wird, eine fehlende Bereitschaft, sich mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen und sich in diesem Zusammenhang die Frage zu stellen, was mit dem eigenen Körper nach dem Tod geschehen soll, Misstrauen gegenüber dem Machbarkeitsdenken der modernen Medizin und damit auch der Transplantationsmedizin, die – für SpenderInnen wie EmpfängerInnen von Organen – als Bedrohung der Menschenwürde empfunden wird und die Grenze zwischen Leben und Tod verwischt. Berichte über Nahtoderlebnisse führen dazu, dass viele Menschen das Konzept des «Hirntods» ablehnen, den Tod nicht als ein schlagartiges finales Erlebnis betrachten und sich dagegen wehren, dass der Hirntod mit dem «geistigen Tod» gleichgesetzt wird. Auch weltanschauliche und religiöse Motive spielen eine Rolle bei den Vorbehalten gegen eine Organspende, z.B. die christliche Vorstellung von der leiblichen Auferstehung. Für Angehörige von OrganspenderInnen kann es eine grosse zusätzliche Belastung sein, dass der Körper eines geliebten Menschen «zerstückelt» wird.

Umgekehrt kann aber auch Trost darin gefunden werden, dass nach dem eigenen Tod das eine oder andere Organ anderen Menschen Leben ermöglicht. Sehr eindrücklich kommt dieser Gedanke, dass aus dem eigenen Tod neues Leben für andere entsteht, im Film «Jésus de Montreal» des Kanadiers Denys Arcand zum Ausdruck. Hier wird die «Auferstehung» Jesu am Ende des Filmes durch die Organspende des Jesus-Darstellers gedeutet, der nach einem Unfall

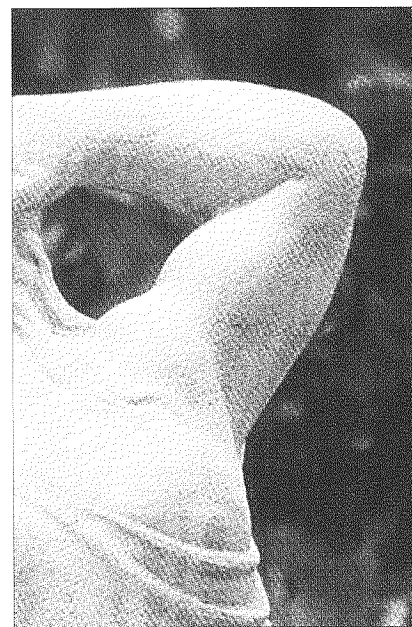
hirntot ist: Sein Herz verhilft einem anderen Menschen zum Leben, seine Lunge einem anderen Menschen zum Atmen, seine Augen-Hornhaut einem anderen Menschen zum Sehen... Dieser Gedanke des «Teilen des Körpers» als «Teilen des Lebens» ist in unserer Gesellschaft jedoch noch nicht weit verbreitet, wie das Ungleichgewicht von Organbedarf und Spendewilligkeit zeigt.

Es gibt also sowohl Gründe für eine positive Haltung gegenüber der Transplantationsmedizin wie auch Gründe für eine kritische Haltung. Sie sollen und müssen in der Öffentlichkeit diskutiert werden – gerade auch im Hinblick auf das Transplantationsgesetz, das die Transplantationsmedizin gesamtschweizerisch einheitlich regeln will und sich zur Zeit in der Vernehmlassung befindet.

Eine Diskussionsveranstaltung am 31. Oktober 2000 im Ethischen Forum Binningen-Bottmingen zum Thema «Transplantationsmedizin» bot Gelegenheit, sich mit den vielen Fragen rund um dieses Thema auseinanderzusetzen. Kontrovers wurde dabei von den PodiumsteilnehmerInnen über folgende Fragen diskutiert: Wann dürfen Organe entnommen werden: Widerspruchs- oder Zustimmungslösung? Wer entscheidet, wann ein Organspender tot ist? Ist ein hirntoter Organspender wirklich tot? Gibt es ein Recht auf Organtransplantation? Welches sind die Kriterien für eine gerechte Organverteilung? Verhältnis von Spitzenmedizin und Ethik? Gilbert Thiel, Spezialarzt für Nierenerkrankheiten und Transplantationsmedizin, Ruth Gonseth, Ärztin und grüne Nationalrätin, Gisela Zumsteg, Pflegeexpertin und Krankenschwester, sowie Christine Ballmer-Hofer, Spitalpfarrerin, diskutierten die medizinischen Möglichkeiten, die rechtlichen Angeln und ethisch-moralischen Aspekte der Transplantationsmedizin. Wir drucken im folgenden den Beitrag von Christine Ballmer-Hofer ab, die sich aus theologisch-ethischer Sicht mit den genannten Fragen auseinandersetzt.

Doris Strahm

Die Transplantationsmedizin wirft wichtige ethische Fragen auf, die in der Öffentlichkeit diskutiert werden müssen. Die Medizin hat zwar immer schon ethische Fragen aufgeworfen (vgl. Eid des Hippokrates). Doch die moderne Medizin, und die Transplantationsmedizin ist ein Spezialfall davon, eröffnet ungeheure neue Möglichkeiten mit vielen neuen ethischen Fragestellungen und Problemen, die es vorher so noch nie zu bedenken gab.



Medizinischer Fortschritt führt zu neuen ethischen Fragen

Jeder Fortschritt bringt neue Fragen und neue ethische Verantwortung mit sich, sowohl für die einzelne Person wie auch für die Gesellschaft. Der/die Einzelne muss sich informieren, abwägen und Entscheide treffen. Die Gesellschaft muss Fragen in die öffentliche Diskussion bringen – aus dem Rahmen der Spezialisten heraus zu den gesellschaftlichen Gruppierungen und Gremien, welche die öffentliche Meinung bilden und beeinflussen helfen. Dazu braucht es gute öffentliche Information, Gremien der Diskussion, der ethischen Abwägung, der politischen Diskussion und der Gesetzgebung.

Gesetzliche Regelung: Obwohl Organtransplantationen schon seit 30 Jahren durchgeführt werden, gibt es in der Schweiz auf nationaler Ebene noch kein einheitliches Gesetz. Jeder Kanton hat seine eigenen gesetzlichen Regelungen. 1999 ging die Kompetenz zur Transplantationsgesetzgebung mit einem neuen Verfassungsartikel an den Bund über und ein Entwurf für ein Transplantationsgesetz ist in der Vernehmlassung.

Es ist eine hohe Anforderung an Einzelne wie an die Gesellschaft, sich über so viele Fragen der Medizin und Wissenschaft Gedanken machen zu müssen. Aber in einer Gesellschaft, die nicht (mehr) im Paradiesgarten lebt und auch nicht in einem System der Diktatur und trotz allem nicht nur in einem Mediensystem des Big Brother, müssen wir uns diesen Fragen stellen. Solche Grundfragen sind unter anderen:

Welches Verhältnis habe ich zu meinem Leben? Welches Verhältnis habe ich zum Leben meiner Mitmenschen?

Welches Verhältnis habe ich zum Tod? Was bedeutet das für uns Menschen hier? Was bedeutet das für Menschen anderswo, in der Dritten Welt zum Beispiel?

Antworten aus der jüdisch-christlichen Tradition

Die jüdisch-christliche Tradition meint im Hinblick auf diese Grundfragen:

- Das Leben ist wertvoll und gut.
- Das Leben soll deshalb gehegt, gepflegt und gefördert werden.
- Die Medizin dient dazu und muss dazu dienen.
- Jede einzelne Person hat ihre eigene Würde und soll in ihrer Persönlichkeit geschützt werden.
- Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.
- Leben muss, damit es gut ist, geteilt werden.
- Dieses Teilen soll so geschehen, dass in der Gesellschaft «Frieden – Gerechtigkeit – Bewahrung der Schöpfung» entstehen oder Ziele des Handelns sind.

Teilen des Lebens

Bezogen auf die Transplantationsmedizin heisst dies: Insofern sie dem Menschen zum Leben dient, ist sie grundsätzlich eine gute Sache. Sie ist Ausdruck des *Teilens des Lebens*.

Doch dieses Teilen muss freiwillig sein und kann und darf nicht erzwungen werden. Das heisst auch, dass unmündige und noch nicht mündige Personen von der Organspende ausgenommen sind. Strikt abzulehnen ist zudem der Organhandel, der Personen zu reinen Objekten macht und die Freiwilligkeit der Organspende durch finanzielle Not, Bezahlung und Wucher gefährdet (vgl. z.B. Machtgefälle zwischen Erster und Dritter Welt, das dazu führt, dass Menschen aus der Dritten Welt ihre Organe verkaufen; Wucher, der dazu führt, dass Killerbanden in Brasilien Kinder umbringen, um deren Organe zu verkaufen).

Transplantation, ein aus dem Lateinischen entlehntes Wort, das «Verpflanzung» bedeutet, bezeichnet die Übertragung von Organen, Geweben oder Zellen von einer/m lebenden oder toten Spender/in auf eine/n Empfänger/in. Die am häufigsten vorgenommenen Transplantationen sind die von Niere, Herz, Lunge, Leber, Bauchspeicheldrüse und Hornhaut. Die Organe werden klinisch toten PatientInnen entnommen (explantiert) und müssen sehr schnell einem Empfänger eingepflanzt (implantiert werden). Einzig bei der Niere als paarigem Organ ist es möglich, einem lebenden Spender das Organ zu entnehmen und einem Empfänger einzupflanzen.

Die Motivation zum Teilen, zum Teilen des Lebens, muss in unserer Gesellschaft immer wieder geschaffen und geweckt werden (wie dies z.B. beim Blutspenden der Fall ist). Dazu ist aber vor allem auch Information nötig. Viele Menschen wissen über Fragen wie Lebendspende und Hirntodkriterium überhaupt nicht Bescheid. Die mangelnde Information mag mit ein Grund sein, weshalb die Bereitschaft zur Organspende in der Schweiz im Vergleich zu anderen Ländern verhältnismässig gering ist. Es wäre wünschenswert, dass das Bewusstsein über die Möglichkeit einer Organspende in der Bevölkerung gefördert und der Organspendeausweis zu einem wichtigen Papier würde.

Kriterien für eine Organtransplantation

Auf Grund der oben genannten Grundlagen ist eine «enge Zustimmungslösung» rechtlich anzustreben. Das heisst: Eine Person muss selber erklärt haben, dass sie im Falle ihres Todes ihre Organe spenden will (explizite Vorausverfügung durch den Spender). Kriterium für die Entnahme der Organe muss der Hirntod sein. Gemeint ist damit der Tod von Grosshirn, Kleinhirn und Stammhirn; der unwiederbringliche Verlust der Hirnfunktionen muss offiziell festgestellt sein.

Hirntod: definitiver und irreversibler Ausfall sämtlicher Hirnfunktionen, auch im Hirnstamm. Dies heisst, dass zum Zeitpunkt des Todes dank Maschinen Herzfunktion und Blutkreislauf weitergehen. Das Hirntodkonzept ist deshalb in der Diskussion um die Organtransplantation von Toten nicht unumstritten. Hirntote seien in Wahrheit «Sterbende» und nicht Tote, so die Kritik. In Wahrheit handle es sich demnach bei der Organspende von Hirntoten um Lebendspenden. Eine solche könne, wenn überhaupt, nur durch eine ausdrückliche Vorausverfügung durch den Verstorbenen selbst gerechtfertigt werden.

Angehörige können nicht stellvertretend über eine Organspende entscheiden (vgl. «erweiterte Zustimmungslösung») und sollen in dieser Situation des Schocks, des Abschieds und der Trauer nicht gefragt werden. Organentnahme geschieht unter Zeitdruck. Die Angehörigen aber brauchen Zeit und brauchen vor allem Zeit für anderes. Der Mensch ist nicht nur ein rationales Wesen, was heisst, dass der ganze Bereich der Bewältigung des Todes eines Angehörigen ernstzunehmen ist. Dies trifft besonders auch auf Angehörige von OrganspenderInnen zu. Diese brauchen eine qualifizierte Betreuung – von



medizinischer wie von psychologischer bzw. seelsorgerlicher Seite. Noch gibt es wenig Untersuchungen darüber, wie Angehörige in ihrer Trauer mit der Vorstellung umgehen, dass der Mensch, den sie auch in seiner Körperlichkeit geliebt haben, auseinandergeschnitten werden soll.

Eine neue Kultur des Lebens und des Sterbens

Eine Kultur des Lebens und Sterbens ist in unserer modernen Gesellschaft nicht sehr weit entwickelt. Sterben und Tod werden immer noch stark tabuisiert. Zwar gibt es inzwischen eine Fülle von Literatur dazu, doch in vielen Familien, bei vielen Ehepaaren ist das Thema nach wie vor tabu. Die Diskussion über Organspende sollte daher im Rahmen einer Diskussion über das Teilen des Lebens, über unsere Kultur des Lebens und des Sterbens geführt werden.

Wir müssen lernen, eine neue Kultur des Lebens und des Sterbens zu entwickeln und zu pflegen in unserer Kultur des Habens und der ewigen Jugend. Dazu gibt die Transplantationsmedizin Anlass.

Christine Ballmer-Hofer ist reformierte Theologin und arbeitet teilszeitlich als Spitalpfarrerin am St. Clara-Spital in Basel; sie ist verheiratet und hat zwei heranwachsende Töchter.

Im Falle eines Unfalles

Widerstreit über Organ-Entnahme
bei Sterbenden

Luzia Sutter Rehmann

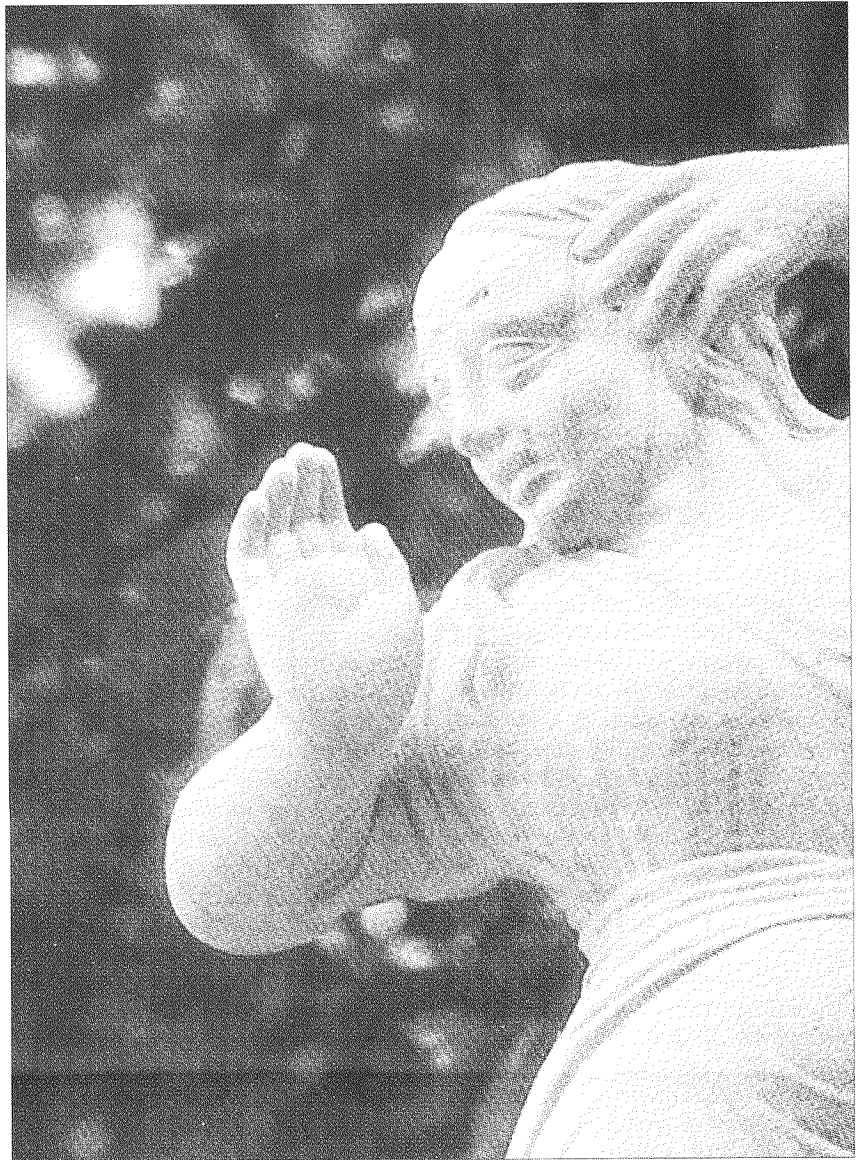
Wir haben das Gespräch schon oft geführt, mein Mann und ich. Er trägt einen Organspender-Ausweis auf sich. Er ist bereit, im Falle eines Unfalls ausgebaut zu werden. Nein, sagt er. Leben zu ermöglichen, wenn sein Leben sowieso beendet wäre. Das klingt vernünftig. Wenn mich nur nicht so widerstreitende Bilder befallen würden... Natürlich ist allein die Vorstellung von dieser Situation beängstigend: Wenn ich von einem Telefon ins Spital beordert würde, wenn man mir mitteilen würde, ihr Mann befindet sich im irreversiblen Sterbeprozess, sobald wir die Maschinen abstellen, lebt er nicht mehr. Er gilt jetzt als klinisch tot. So. Und nun möchten wir seine Organe entnehmen.

Dann rufe ich in Gedanken Himmel und Hölle um Erbarmen an. So lange wie seine Hand warm ist, möchte ich sie halten. Mich beelendet die Vorstellung eines abgekürzten Abschieds. Aber mein Mann sagt mir, dass es ja nicht so wäre. Ich könnte in Ruhe Abschied nehmen. Erst dann müsste ich hinausgehen, und er würde in den Ops gerollt, anästhesiert und operiert. Und ich wäre vor der Türe und würde wissen, was jetzt geschieht und dass er es so gewollt hatte für den Fall...

Und etwas murmelt in mir, man soll das Sterben geschehen lassen, ohne Operation, ohne Überwachung, aber im Beisein der Trauernden, der Betroffenen. Sterben gehört zu Trauern, nicht zu Operieren, hartnäckig wiederhole ich das in mir.

Aber stimmt das denn? Er wäre ja sowieso an einer Maschine, die röchelt und pulsiert, und ohne sie schon tot. So romantisch wäre das eh nicht.

Als Mutter eines Kindes, das während einer Operation gestorben ist, weiss ich, was es heisst, vor einer Türe zu warten, während drinnen alles geschieht. Ich weiss, was es heisst, ein gesundes Herz zu haben oder ein krankes. Ich vermute, dass ich einer Organtransplantation zugestimmt hätte, wenn das unserer Tochter hätte helfen können. Wogegen wehre ich mich?



Ich ergreife Partei für die Sterbenden und Trauernden. Und vernachlässige die Kranken, die dringend ein Organ benötigen. Ich wehre mich gegen eine Kultur, die Sterben als vernachlässigbar ansieht, als schon-so-gut-wie-tot und keine Sterbekultur zulässt mit Stille, Kerzen und geöffnetem Fenster...

Ich habe nicht Recht. Ich vermute, dass ich egoistisch bin. Wenn mein Mann seine Organe spenden will, weil er Leben ermöglichen möchte, habe ich doch kein Recht, das zu verhindern. Seinen letzten Willen. Also Abschiednehmen. Hinausgehen. Warten. Dann stirbt er ohne mich, irgendwo im Ops. Wer hat ein Fenster geöffnet? Den letzten Hauch gespürt? Das Flackern der Kerze bemerkt?

Soll ich auch einen Organspenderin-Ausweis auf mir tragen? Damit er dann sieht, was ich meine? Und: meine Organe – kann die jemand ausser mir noch beanspruchen? Sterben sie nicht als Teil von mir, mit mir? Aber, von mir aus, wenn es jemandem nützt, dann bin ich ja sowieso tot. Beinah. So gut wie. Und sie anästhesieren die Beinah-Toten zur Sicherheit. Das beruhigt mich. Oder nicht?

Luzia Sutter Rehmann, promovierte Theologin, zur Zeit freischaffende Forscherin und Mutter, lebt in Basel.

«Die Seele verpflanzen?»*

Seelische Aspekte der Organtransplantation

Elisabeth Wellendorf

6

Elisabeth Wellendorf arbeitet an der Medizinischen Hochschule Hannover im Feld der High-Tech-Medizin, die insbesondere auf dem Gebiet der Transplantationsmedizin grosse Fortschritte gemacht hat. Als Malerin, Kunst- und Psychotherapeutin, die in der Begleitung von Transplantations-PatientInnen breite Erfahrungen gesammelt hat, verfolgt sie diese gesellschaftliche Entwicklung mit ihren kritischen Gedanken und Fragen. Sie verweist vor allem auf das dieser medizinischen Technologie innewohnende sog. mechanistische Welt- und Menschenbild, das nicht ihrem Bild von Welt und Mensch entspricht. Im Folgenden veröffentlichen wir Auszüge aus einem ihrer Aufsätze zum Thema «Seelische Aspekte der Organtransplantation». (Red.)

(...)

Freibrief Hirntod

Auf einer Broschüre, die für Organspende wirbt, sieht man einen Menschen als Puzzle zusammengesetzt. Ein Teilchen fehlt und muss ersetzt werden. Für die Transplantationsmedizin setzt sich die Ganzheit des Menschen aus vielen funktionierenden Teilen zusammen, wie bei einem Apparat. Ist ein Teilchen kaputt, kann es ausgewechselt werden. Ist dies gelungen, bedarf es keiner weiteren Fragen.

Da man Organe meistens nicht auf dem freien Markt kaufen kann, braucht man einen Spender. Da dieser aber nicht tot sein darf – denn man braucht lebendfrische Organe –, muss der Spender eine spezielle Art von Tod aufweisen, den Tod seines Gehirns. Ein Hirntoter kann nicht mehr sprechen und nicht mehr denken und, wie die Mediziner sagen, nichts mehr fühlen. Von aussen gesehen unterscheidet er sich nicht von einem komatösen Menschen.

Mit Maschinen unterstützt können seine Körperfunktionen wie Atmung, Kreislauf, Verdauung, unter Umständen sogar Fortpflanzungsfähigkeiten aufrechterhalten werden. Man geht davon aus, dass er nichts mehr wahrnimmt, und

trotzdem gibt es Reaktionen, die darauf schliessen lassen, dass ein Hirntoter Empfindungen und Wahrnehmungsfähigkeiten hat, womit er auf die Aussenwelt reagiert. So kann zum Beispiel Musik oder die Stimme eines vertrauten Menschen den Pulsschlag beruhigen, andererseits steigt der Blutdruck vor einer Organentnahme massiv an. Auch sind plötzliches Aufrichten oder Abwehrbewegungen mit den Händen schon beobachtet worden, weshalb Hirntote inzwischen vor der Organentnahme eine Narkose bekommen, was bei Toten nicht notwendig wäre.

Es gibt nicht wenige Forscher, die vom Bewusstsein im Rückenmark oder anderen Organen sprechen, bis hin zum Bewusstsein in jeder Zelle des Körpers. Der Hirntote wird zur «Organbank» gemacht, aus der man sich bedienen kann, oder zum «human vegetable», wie es im angelsächsischen Sprachraum heisst. (...)

Der Sterbeprozess – in allen Kulturen wurde der Tod als solcher und nicht als etwas Abruptes verstanden – wird durch die Hirntoddefinition bedeutungslos. Es gibt Kulturen, wie zum Beispiel im Tibetischen Totenbuch beschrieben, die dem Sterbeprozess eine Zeit bis zu vierzig Tagen einräumen und ihm grosse Bedeutung für den Verstorbenen beimessen. Diese Zeit ist aber nicht nur für ihn wichtig, sondern ebenso für die Abschiedsrituale der Hinterbliebenen. Gesellschaftlich gesehen durchläuft dabei eine ganze Gruppe wesentliche Reifungsprozesse, die allen dienen. (...)

Raum schaffen zum Empfangen

(...) Die Transplantation ist mit zwei Dingen verbunden: Sie beinhaltet erstens den Tod des kranken Organs und das heisst den partiellen Tod des Empfängers. Sie beinhaltet zweitens ein grosses Geschenk, das Organgeschenk des Spenders. Das mechanistische Bild der High-Tech-Medizin banalisiert dieses Geschehen als Reparaturprozess. Da das Organgeschenk damit zu etwas wird, was einem zusteht, verliert es den Zauber, der Geschenken anhaftet, mit dem der Beschenkte sich auch wandeln kann. Der Charakter des Zwischenmenschlichen ist ihm genommen. Kein Empfänger erfährt etwas über seinen Spender. Dafür mag es gute Gründe geben, aber wohin soll die Dankbarkeit gehen?

Weniger in der Zeit der Not vor der Transplantation, aber immer danach wird es wichtig, aus welcher Haltung heraus das Organgeschenk gegeben wurde. Es beschäftigt die Transplantierten, was für ein Mensch der Spender war, ob das ungewohnte Gefühl der Empfindungslosigkeit, das sie manchmal erleben nach der Transplantation, vielleicht davon käme, dass der Spender

ein «hartes» Herz weitergegeben habe. Oder die Frage, ob eine Frau mit einem Männerherzen noch als Frau lieben könne. Die Freiwilligkeit der Spende spielt eine grosse Rolle nach der Transplantation, sonst entstehen leicht Schuldgefühle und Vorstellungen, man habe sie sich unrechtmässig angeeignet, wie es das Traumbild einer 20jährigen Frau, die ich viele Jahre begleitet hatte, zeigt: die junge Frau wurde nach einer Herz-Lungen-Transplantation depressiv, weil sie geträumt hatte, sie stürze sich mit spitzen Zähnen in ungeahnter Gier auf den Brustkorb eines anderen Menschen und fresse ihm das Herz heraus. Sie war sehr erschrocken über ihren Traum und erinnerte sich, wie sie vor der Transplantation oft ungeduldig bei Nebel oder Glatteis gehofft hatte, jetzt habe es «jemanden erwischt». Sie hatte sich den Tod eines anderen Menschen wünschen müssen, wenn sie leben wollte. Man hatte ihr zwar gesagt, der Tod des Spenders habe nichts mit ihr zu tun, aber in der Tiefe des Unbewussten hängen Wunsch und Wunscherfüllung zusammen, und daher stammte ihr Traumbild. (...)

Eine neue Identität entwickeln

Ein neues Organ muss integriert werden. Das geht nur, wenn der transplantierte Mensch mit ihm eine neue Identität entwickelt. Die Vorstellung, dass es keine freie Gabe war oder der Spender vielleicht ein schlechter Mensch gewesen ist, können es erschweren, das Geschenk wirklich anzunehmen. Fragen nach der Identität tauchen auf.

Eine Patientin (...) hatte massive Abstossungstendenzen entwickelt gegen das fremde Organ. Erst nach längerer psychotherapeutischer Arbeit gelang es ihr, sich von einer bedrückenden Vorstellung freizumachen. Sie beschäftigte sich sehr mit dem Spender und entwickelte eine intensive Beziehung zu ihm in ihrer Phantasie. Lange hatte sie sich mit der Vorstellung herumgeschlagen, der Spender habe seine Organe nicht freiwillig gegeben. Ein Traum zeigte dann eine Wandlung ihrer Vorstellung an: Sie sah sich unter einem Baum sitzen, als sie von einem tiefen Gefühl, nicht allein zu sein, durchströmt wurde. Sie hatte sich sehr oft in ihrem Leben einsam gefühlt. Der Spender, den sie über sich im Geist des Baumes sah, schien ihr so vertraut und verbunden wie ein Zwillingbruder. Mit dem Traum hörte die Abstossungsreaktion auf. Sie beruhigte sich und entwickelte eine Zwillingidentität, die sie behielt, solange sie lebte. Diese Zwillingidentität gab ihr ein sicheres Gefühl. In tiefer Verbundenheit lebte sie durch den Spender, und er lebte durch sie. Das war nur möglich, weil sie glauben konnte, das Organ sei ein freies Geschenk des Spenders an sie gewesen.



Identitätskrise Transplantation

Ein neues Organ ist ein Fremdkörper, und der eigene Körper reagiert mit Abstossung, wenn sie nicht unterdrückt wird. Warum sollte die Seele sich anders verhalten?

Jeder Mensch ist in seiner Identität von seinem Körper mitgeprägt. Normalerweise ist uns das nicht so bewusst. Wir reagieren aber mit Irritation und Erschrecken darauf, wenn etwas sich verändert – zum Beispiel (...) zu hoher Blutdruck, ein gezogener Zahn und so weiter: lauter vielleicht harmlose Veränderungen. Trotzdem können sie das Identitätsgefühl beeinflussen.

Vielleicht kann man den Körper mit seinen Organen mit einer Familie vergleichen. Stirbt ein Mitglied aus dem vertrauten Verband, so entsteht eine nachhaltige Veränderung im System, auch wenn der freie Platz zum Beispiel durch ein neues Kind wieder besetzt wird. Familiensysteme, die dies verleugnen, werden krank. Sie erstarren, wenn sie am Alten festhalten. Die Verleugnung des Todes und des Fremden ist zunächst normal. Beides zu akzeptieren ist ein Prozess. Auch Identität verstehe ich nicht als etwas, was jeder hat, sondern als etwas, was sich immer wieder neu herstellt im Leben. Krisen können die Identität verändern, darin liegt grundsätzlich ihre Chance. Man kann die Transplantation als eine solche Krise verstehen, durch die Menschen, die sich dafür entscheiden, hindurchgehen müssen. Es ist eine Chance, wenn sie und ihre Begleiter sich das klarmachen, denn sie haben viel zu überstehen.

Psychische und soziale Herausforderungen nach der Transplantation

Ich fasse noch einmal zusammen: Organempfänger müssen sich von ihrem eigenen gefühlsmässig besetzten kranken Organ trennen und eine Art partiellen Tod erleiden, damit nicht nur körperlich, sondern auch seelisch Platz für das neue Organ geschaffen wird. Sie müssen das neue Organ als Geschenk annehmen und es in ihren Kör-

per integrieren. Dazu bedarf es einer Auseinandersetzung mit dem Spender. Sie müssen riskieren, alles auf die falsche Karte gesetzt zu haben, wenn sie kein Organ bekommen, und um den Sterbeprozess betrogen zu sein.

Sie müssen die Transplantation ertragen sowie die Zeit danach. Das Leben zwischen Apparaten unter ständiger Kontrolle kann eine Zeit der Angst und Isolation sein, in der man das Gefühl hat, sich aufzulösen.

Ein Faktum, von dem in diesem Zusammenhang normalerweise nicht gesprochen wird, ist, dass manche notwendigen Medikamente als Nebenwirkung psychotische Zustände hervorrufen können.

Eine meiner Patientinnen malte ein Bild, in dem sie sich wie aufgelöst zwischen den Apparaten fühlt. Es schien ihr so, als kippten die Wände und die Apparate in sie hinein. Lange hatte sie sich nicht getraut, davon zu sprechen. Darin war sie keine Ausnahme. Körper nicht intakter Menschen erleben es oft als zusätzlichen Makel, wenn sie seelische Probleme haben und behalten sie nicht selten für sich, was natürlich mit einer zusätzlichen Belastung verbunden ist. Auch wenn sie zu denen gehören, die das Glück hatten, ein Organ zu bekommen, und wenn sie die Transplantation und die Zeit danach überstanden haben, kommen auf sie nun Erwartungen der Gesellschaft zu, auf die sie nicht vorbereitet sind. Die Vorstellung aber, dass ein chronisch kranker Mensch durch eine Transplantation von heute auf morgen wie jeder andere ist, ist genauso, als wollte man sagen, dass ein Mensch, bloss weil man ihm Boxhandschuhe angezogen hat, ein Boxer ist.

Einerseits wünschen sich die Transplantierten zwar, ganz normale Menschen zu sein, andererseits aber sind sie von der Identität her chronisch krank. Dann vermissen sie oft schmerzlich die bisher gewohnte Rücksicht und Hilfe der Umwelt. Sie brauchen Zeit, in die neue Rolle hineinzuwachsen, die unsere Gesellschaft von ihren Mitgliedern erwartet.

Nach aussen hin können sie, wenn sie Glück haben, fast alles tun, keiner sieht ihnen ihre Geschichte an. Aber in ihrem Innern ist ihnen das Wissen um ihre Endlichkeit weit bewusster als uns, genährt durch die regelmässigen Kontrollen, die sie über sich ergehen lassen müssen. Mit den wachsenden Hoffnungen, noch ein grosses Stück Zukunft zu haben, sind sie auch verletzbarer. Dies gilt sowohl auf der körperlichen wie auf der seelischen Ebene. (...)

Schlussfolgerung

Das Menschenbild der High-Tech-Medizin ist ein anderes als das meine. Ich habe einige Jahre gedacht, sie könnten sich ergänzen, denn nicht alle Mediziner, die in der High-Tech-Medizin arbeiten, haben dieses Menschenbild übernommen. Nach neun Jahren Arbeit in diesem Bereich weiss ich, dass beide Menschenbilder grundsätzlich verschieden sind. Ich kann die Transplantation daher nur akzeptieren, wenn die Gabe des Spenders bewusst und freiwillig ist. Dazu gehört einerseits Aufklärung und andererseits die Entwicklung von Tugenden wie Mitleid, Verantwortung und Liebe. Dann wären solche Organe wertvolle Geschenke.

Elisabeth Wellendorf, geboren 1936 in Hamburg, Malerin, Psychotherapeutin, seit 1980 als Psychotherapeutin und Kunsttherapeutin an der Medizinischen Hochschule Hannover v.a. mit Lungenerkrankten und TransplantationspatientInnen tätig, Leiterin des Ausbildungsinstituts für psychoanalytische Kunsttherapie.

* Titel des gleichnamigen Sammelbandes (Hrsg. von Uwe Herrmann, Güterloh 1996), in dem Elisabeth Wellendorf ihren Artikel «Seelische Aspekte der Organtransplantation» (S. 56–68) veröffentlicht hat, der hier auszugsweise wiedergegeben wird.

Auslaufmodell Mensch

Silvia Strahm Bernet

8

Der Mensch ist ein sehrender. Auch die Frau. Vorwiegend in Liebesdingen, knapp gefolgt vom Putzen. Ist sie romantisch, trennt sie Fett von der Wand und träumt vom Prinzen, der sie davon befreit; wird sie kühn, wirft sie den Schwamm weg und macht sich davon; bleibt sie realistisch, träumt sie von einem Putzroboter. Er ist mittelgross, von glänzender Statur, gelenkig und, das Beste überhaupt: Er tut's einfach! Kein Lamentieren und kein Argumentieren, nur surrende Zustimmung.

Die Frau ist auch eine spöttische, vor allem wenn es um die oft befremdliche Liebe von Männern zu allerlei Maschinen geht, denen sie vorbehaltlos ihre Zuneigung und Bewunderung schenken. Mit einem Putzroboter in Aussicht, na ja, ihr Spott wird vielleicht etwas gedämpfter. Und das Putzen wird fortan begleitet von ein wenig Melancholie: Halb hinter dem Kochherd liegend, mit schmerzenden Muskeln, philosophiert die Frau über die Korrumptierbarkeit des Menschen im Allgemeinen und der Frau im Besonderen, gerade beim Putzen.

Die Maschine als Mensch und umgekehrt

Dass man Menschen durch Maschinen ersetzt, es hat doch auch seine guten Seiten, oder? Endlich freigesetzt für das wirklich Spannende, für das Kreative, Innovative und Weltbewegende – wer möchte da schon Einwände erheben? Nur, dass es dabei ja nicht bleibt. Dass das Weltbewegende eben nicht nur das Dreckbewegende ist und nicht darin besteht, unsereins das Putzen abzunehmen. Woran man in diversen Labors in der ganzen Welt tüftelt, sind nicht einfach Maschinen, die uns stereotype, kraftraubende und unbezahlbare Arbeiten abnehmen, nicht bloss Roboter, die mit unseren Kindern spielen und pflegebedürftige Menschen betreuen sollen (was für manche von uns bereits eine Grenzverletzung darstellt); es geht darum, dass in Zukunft Menschen und Maschinen verschmelzen sollen. Das Ziel?

Perfektionierung, Effizienzsteigerung, Selbstkontrolle, die Abwehr von Schmerz und Tod. Wen wundert's, dass man das für etwas Wunderbares hält. Deshalb wird enthusiastisch und ohne grosse Zweifel an der Zukunft des Menschen als Mensch/Maschine gearbeitet. Es gilt als Riesensprung in der menschlichen Evolution: vom Affen zum Menschen zur Maschine. Affen gibt es nach wie vor, also auch weiterhin Menschen, die werden dann vielleicht für die Maschinen die Affen sein, wer weiss, was so eine Maschine dereinst von uns denken wird.

Die Ablösung des Menschen

Die Ablösung des Menschen durch Maschinen – der Traum ist alt. Dass er sich oft vom Traum zum Alptraum wandelt, die Literatur und das Kino haben es ausführlich beschrieben und vorgeführt. Immer und immer wieder wird die gleiche Geschichte erzählt: Der Mythos vom Geschöpf, das Schöpfer werden, das den göttlichen Schöpfungsakt wiederholen will. Und meist scheitert, an seiner Arroganz. Der Mythos ist nach wie vor lebendig, so lebendig, dass Herr Tagami, Leiter eines japanischen Projektes zur Entwicklung humanoider Roboter, nach Rom reiste, um im Vatikan nachzufragen, ob man die Schaffung eines menschenähnlichen Roboters im Westen als Gotteslästerung betrachte. Der Vatikan beruhigte Herrn Tagami; nur die Literatur und das Kino tradieren weiterhin die alten Ängste, die in der Schaffung eines künstlichen Menschen einen Tabubruch sehen. Aber das wird sich geben, wie immer. Kommt Zeit, kommt Zustimmung.

Von der Fiktion zur Realität

Die Phantasie, dass einst Maschinen den Platz des Menschen einnehmen könnten, hat viele Vorläufer: die mechanischen Soldaten etwa, die Kreta bewachen, der jüdische Golem, der mittelalterliche Homunkulus und nicht zu vergessen, das wohl berühmteste und unheimlichste Beispiel: das aus Leichenteilen gefertigte Monster des Doktor Frankenstein. Wo immer von der menschlichen Hybris die Rede ist, wo immer man befürchtet, es würden sich die Erzeugnisse der Menschen gegen sie selber wenden und man würde die Geister, die man schuf, nicht mehr los, taucht sie auf, diese fleischgewordene Selbstüberschätzung. Sie belastet die Robotik bis heute. Mit Frankenstein bereits verliert sie ihre Unschuld, etwas, das bei den Physikern erst die Atombombe vermochte.

Der Wunsch, Menschen zu schaffen, auch auf mechanischem Wege, ist kein neuzeitliches Phänomen. Die Realisierbarkeit des Wunsches hingegen rückt erst dank moderner Gen- und Computertechnologie in Reichweite. Haben

Film und Literatur die Roboterentwicklung zwar schon lange visuell und erzählerisch vorweggenommen, so verwandeln erst die heutigen Computer diese eher unglaublichen literarischen und filmischen Fiktionen in machbare wissenschaftliche Objekte.

Unschärfe Grenzen

Die Fragen der Literaten: «Kann eine Maschine denken, kann man Maschinen bauen, die intelligenter sind als Menschen?» werden heute von Wissenschaftlern ernsthaft diskutiert und in Angriff genommen. Die klare Trennung zwischen dem Maschinenförmigen und dem Menschlichen, die bisher galt und die nach wie vor unsere Sprache prägt, wird aufgeweicht. Dass das, was kühl rechnerisch und mechanisch ist oder sich routinemässig wiederholt, ins Reich der Maschine gehört, während die Bereiche Sprache, freier Wille, Kreativität, abstraktes Denken, Emotionalität ureigenste Reservate des Menschlichen blieben, diese Übereinkunft gerät ins Wanken. Und doch wird sie noch immer vorausgesetzt.

Wie irritierend es sein kann, wenn diese Trennung nicht mehr stimmt, zeigt das Beispiel Kasparov gegen «Deep Blue». 1997 nämlich schlug der Grossrechner «Deep Blue» den Schachweltmeister Garry Kasparov. Kasparov hielt das Ganze für Betrug. Deep Blue hatte etwas getan, das, nach Meinung von Kasparov, ein Computer niemals tun würde: er hatte sich während des Spieles für einen schlechter bewerteten Zug entschieden. Kasparov ging davon aus, dass sich der Computer wie eine Maschine verhalten und sich allein aufgrund von Berechnungen entscheiden würde und eben nicht wie ein Mensch, bei dem im Schachspiel auch Kampfgeist, Bluff, Einschüchterung und Selbstvertrauen eine Rolle spielen.

Das Duell Mensch – Maschine

Es ist ein Kampf. Was auf dem Spiel steht: zuerst der Stolz des Menschen und dann er selbst. Sollte es möglich sein, eine Maschine zu entwickeln, die dem Menschen prinzipiell überlegen ist, so wäre der Sieg gleichzeitig eine kränkende Niederlage. Der Mensch schaffte es zwar, sich in verbesserter Form zu reproduzieren, sägte aber gleichzeitig am evolutionären Ast, auf dem er bisher als Krone der Schöpfung residierte. Freiwillig degradierte er sich zum Vorläufer und Auslaufmodell. Die Wissenschaftler in ihren Labors scheint das nicht zu stören. Immerhin wären sie so intelligent, noch mehr Intelligenz zu erzeugen und eine grundlegend verbesserte Ausgabe ihrer selbst.

Alles Buben träume? Vielleicht. Nur: die Buben haben grosse Labors und viel Geld, und es gibt darunter solche, die sagen in vollem Ernst: «Mein grösster

Wunsch ist, dass mein Roboter stolz auf mich ist.»

Wer weiss, vielleicht wäre die Welt mit Robotern tatsächlich besser dran.

Die Verschmelzung von Mensch und Maschine

Angefangen hat das alles schon lange, seit Darwin. Was die Natur durch Zufall erzeugt hat, heisst es seither, kann letzten Endes durch die Wissenschaft bewusst nachgeschaffen (und verbessert) werden. Robotik und Gentechnologie sind nur die Fortsetzung der Evolution mit anderen Mitteln. Noch träumen nur wenige davon, sich dereinst in Maschinen ersetzt zu sehen, viel eher hängt man der Vorstellung nach, Maschine und Mensch sinnvoll zu verschmelzen. Es war naiv anzunehmen, schreibt Silvia Bovenschen, dass all die Instrumente unserer Ex- und Intensivierung – Maschinen, Prothesen, Autos, Telefone, PC's – keinen Einfluss auf die Vorstellung von unserem Organismus hätten. Als sei der Leib eine Oase inmitten der rasenden Entwicklung der Kommunikations- und Informationstechnologie. Im Bild, das wir uns von unseren Körpern machen, sind die Körper längst maschinenförmig geworden. Und dass die Tätigkeiten am Körper oft Reparaturen gleichen – es wird gefeilt, geschraubt, abgeschliffen, ausgetauscht, eingesetzt und aufgefrischt – stört die wenigsten. Selbst alternative Bilder, die von Energieströmen oder seelischen Einflüssen auf körpereigene Vorgänge sprechen, lassen an verstopfte Leitungen denken oder an mangelhafte Aufmerksamkeit auf das Leib-Seele-Getriebe, das laufen würde wie geschmiert, wenn man es nur richtig warten und mit dem richtigen Treibstoff versorgen würde. Man muss es nur richtig machen und der Mensch ist ein Erfolgsmodell.

Denken ist Rechnen

Was auf dem Gebiet der Robotik, der künstlichen Intelligenz, der Verschmelzung von Mensch und Maschine geschieht, ist vielfältig, spannend, unheimlich und furchtbar kompliziert.

Es gibt Versuche, das menschliche Hirn nachzubauen und zu verbessern. Das setzt voraus, dass man eine ganz klare Vorstellung davon hat, wie das menschliche Hirn funktioniert. Und diese Vorstellung kann beispielsweise so aussehen wie jene von Ray Kurzweil, Computerwissenschaftler und Erfinder. Für ihn sind Denkprozesse Rechenprozessen vergleichbar. Deshalb werden die Maschinen für ihn immer intelligenter und der Mensch mit seinem alten Hirn immer dümmere. 2019 wird ein Computer für 1000 Dollar so klug sein wie ein menschliches Gehirn, 2029 wie tausend Gehirne. Und «wer sich 2099 nicht schon längst seinen Denkapparat hat scannen und sich mit den Informations-

einheiten aller anderen hat vereinigen lassen, muss sich das mangelnde Wissen via sogenannte Neuroimplantate vom Netz herunterladen: «Wer auf solche Implantate verzichtet, ist nicht mehr in der Lage, sinnvoll mit anderen zu kommunizieren.» Die «anderen» sind reine Maschinen, die in 100 Jahren natürlich Menschenrechte geniessen, während die VOM, «Vorwiegend-Originalsubstrat-Menschen», die sich von ihrem Körper nicht trennen können, nur noch geduldet werden.» (NZZ, 99)

Dass es keine klare Unterscheidung zwischen Mensch und Maschine mehr geben wird, ist kein Problem für jemanden, der den Menschen sowieso schon für eine Art Maschine hält: «Wir erneu-



ern einen Grossteil unserer selbst in relativ kurzer Zeit. Was also bin ich? Ich bin im Grunde nur ein Muster von Informationen, ein Muster von Materie und Energie, dessen biologisches Material ständig erneuert wird. Wenn ich aber nur ein Muster bin, gibt es keinen Grund, warum man dieses Muster nicht kopieren und in einem anderen Medium rekreieren könnte... Was wir heute als Maschinen betrachten, weil sie nicht biologisch sind, werden wir in der Zukunft als menschlich akzeptieren.» (Weltwoche, 63) Kurzweil träumt davon, Nanoboter in das menschliche Hirn einzusetzen, damit es dem Menschen möglich wird, mehr als nur eine gewisse Zahl E-Mails zu beantworten, Internetseiten anzuklicken, Kinofilme zu sehen und sich mit viel mehr Menschen zu unterhalten. «Wenn wir grössere Kapazitäten hätten, könnten wir mehr Erfahrungen machen, mehr Wissen beherrschen, schneller und klüger sein.» (Weltwoche, 64)

Und was haben wir schlussendlich davon? Eben mehr! Egal wovon. Und das Verrückteste am Ganzen: es ist alles ernst gemeint!

Intelligenz ist nicht gleich Denken

Nicht nur die Frage nach dem Sinn kann man sich stellen, auch die Frage, ob das alles denn wirklich so funktioniert und ob menschliches Denken wirklich nur mit der Anzahl neuronaler Verbindungen zu tun hat. Nein, ganz und gar nicht, sagen andere Wissenschaftler. Intelligenz sitzt nicht nur im Gehirn und ist nicht einfach eine Eigenschaft des Denkens. Es ist auch eine Eigenschaft des Verhaltens und Verhalten eine Eigenschaft von Wesen, die einen Körper haben und selbständig mit der Welt interagieren. «Nicht das Denken an sich ... ist die Aufgabe des Gehirns, sondern die Sicherung des Überlebens. Intelligenz entsteht ... in der Interaktion mit der Umwelt, in der sich das intelligente Wesen behauptet und in der es überleben muss.» (NZZ, 99)

Wer Roboter bauen will, realisiert erst, wie komplex menschliche Denkprozesse verlaufen. Roboter zu bauen bedeutet, verstehen zu lernen, wie wir funktionieren. Bislang scheitern die Roboter noch an der normenlosen Vielfalt der Welt. Alles, was sich in Rechenschritten auflösen lässt, meistern Roboter gut, aber die meisten Handlungen der Menschen lassen sich nicht ohne weiteres in rechenähnliche Prozesse überführen.

Die Wissenschaftler lernen jedoch dazu: Sie hielten lange Zeit das Hirn für das zentrale Verarbeitungsorgan und vernachlässigten Wahrnehmung und Handeln. Inzwischen ist klar: Sinnesorgane und Körperbewegung sind untrennbar verbunden und dezentral miteinander verwoben. Fazit: Roboter brauchen kleinere Gehirne und bessere Körper.

Der Mensch als Software wird überleben

Wir mögen darüber lachen, das Ganze für absurd halten, davon fasziniert sein, darin die alte Männerphantasie von der Schöpfung ohne Frau am Werke sehen oder die Hoffnung nähren, mit all diesen Technologien schmerzfreier und länger zu leben. Was immer wir darüber denken, es geht unabhängig davon seinen Gang.

Ray Kurzweil ist sich sicher, dass es im Jahr 2030 Implantate geben wird, die eine zwanglose Kommunikation zwischen Mensch und Maschine erlauben, ohne Umweg über einen Bildschirm. Er ist überzeugt, dass sich das Wesen des Todes ändern wird, da unsere Software nicht mit unserer Hardware sterben muss, sondern auf eine andere Hardware kopiert werden kann. Der Cybernetiker Warwick träumt davon, den heutigen Standardmenschen technisch auf-

zurüsten und zu einem elektronischen Humanoiden zu veredeln: «Ich will elektronische Sinnesorgane und Chips in meinem Gehirn... Ich will mit acht Augen sehen, in zehn Dimensionen denken, meinen Weg mit Ultraschall finden.» (NZZ-Folio, 58) Und Marvin Minsky glaubt, «dass es nicht notwendig ist, krank zu sein oder im Alter das Gedächtnis zu verlieren oder zu sterben. Man kann dann alle Elemente einer Persönlichkeit in einen anderen Körper, einen Maschinenkörper, verpflanzen, der erhalten wird und kontinuierlich wächst, so dass wir nicht auf ewig mit unseren Begrenzungen leben müssen.» Man muss den «Standardmenschen» nicht lieben, um ihn einem elektronischen Humanoiden vorzuziehen, der womöglich bloss die bekannte menschliche Unfähigkeit exponentiell erhöht, ein befriedigendes und sich um andere sorgendes menschliches Leben zu führen.

Bloss: so ein mittelgrosser, glänzender Putzroboter, das wäre halt schon was!

Silvia Strahm Bernet ist Publizistin, FAMA-Redaktorin und arbeitet auf der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.

Verwendete Literatur:

- Rolf Augrich (Hg.), *Künstliche Menschen – Manische Maschinen – Kontrollierte Körper*, Filmmuseum Berlin 2000.
- Silvia Bovenschen, *Schlimmer machen, schlimmer lachen*, Frankfurt a.M. 1998.
- NZZ-Folio, *Roboter. Unsere nächsten Verwandten*, Juni 2000.
- «Mensch und Maschine werden verschmelzen.» Ein Interview von Mario Kaiser mit Ray Kurzweil, in: *Weltwoche* Nr. 44, 2. November 2000.
- Villő Huszai, *Der Kampf um die Vorherrschaft der Intelligenzen. Die technische und literarische Phantasie vom Maschinenmenschen*, in: *NZZ* Nr. 70, 24./25. März 2001.

«Nimm, iss und trink, dies ist mein Leib»

Den Körper teilen im Geschehen der Schwangerschaft und der Eucharistie

Monika Hungerbühler

Einmal wöchentlich besuche ich im Spital eine junge, schwangere Frau. Wir sehen uns jetzt das vierte Mal. Sie ist in der zwölften Woche und ihr ist so fürchterlich schlecht, dass sie ununterbrochen erbrechen muss und weder feste noch flüssige Nahrung bei sich behalten kann. Wegen des Flüssigkeitsmangels musste sie für eine Infusion ins Spital. Hier sitzt oder liegt sie nun seit Wochen, und der kleine Embryo in ihrem Bauch legt ihren Körper lahm, greift dermassen stark in ihr Leben ein, dass nichts mehr so ist wie vorher.

Das Kind isst vom Frauenkörper

Nicht jede Schwangerschaft verläuft so problemlos und glatt, dass frau bis kurz vor die Geburt in Haushalt, Familie und Beruf wirken, schaffen und arbeiten kann. Die Lebensweitergabe, das «Körperteilen» mit einem anderen Menschen, der mitten in einem drin sitzt und das «eigene Fleisch und Blut» nimmt und dabei gross und kräftig wird, dieses «Körperteilen» fällt manchmal aus der Selbstverständlichkeit heraus und lässt nachdenklich werden, zum Beispiel wenn es zu einem Spitalaufenthalt führt: vorzeitige Wehen, Blutungen, übermässiges Erbrechen usw.

«Ja, ich muss es gestehen, ich habe manchmal eine Art Groll auf dieses in mir wachsende Kind, obwohl es ja persönlich nichts dafür kann, wie es mir jetzt geht. Aber es sitzt wie ein Parasit in meinem Bauch und ist der Grund, dass es mir im Moment so sterbenselend ist. Ich bin schwanger und nicht krank und doch muss ich jetzt schon seit Wochen wegen dieser Schwangerschaft im Spital liegen.» Solche Sätze werden selten ausgesprochen.

Viel geläufiger sind solche Sätze: «Ich gebe mein Leben für dich, du kleines Kind in meinem Bauch. Meine Gebärmutter schützt dein Wachsen, wächst mit dir mit, bis zum Äussersten. Ich gebe dir mein Bestes. Ich bin mit dir verbunden, habe zwei Herzschläge in mir, mein Körper klopft einen doppelten Takt, unsere ganz eigene Körpermu-

sik. Deine Bewegungen, dein Strampeln in meinem Bauch macht dich sichtbar und spürbar für die Welt, ausserhalb unseres gemeinsamen Körpers. Unsere Zellen und Blutkörperchen kennen einander, sind einander vertraut und doch «kennen» wir einander als die zwei Personen, die wir sind, noch nicht. Wir sind uns noch fremd. Wir sind einander so nah und sind zugleich doch so geheimnisvoll anders. Du bist noch so klein und doch wohnst du in mir, verbirgst dich in mir, aber der Tag wird kommen, da werde ich dich schauen von Angesicht zu Angesicht. Wenn du auf die Welt gekommen bist, möchte ich dich kennenlernen, gern haben, «adoptieren» als mein Kind, entstanden aus Lust und Zärtlichkeit und meinem Ja, meinen Körper mit dir teilen zu wollen.»

Die Ureucharistie

Aber nicht nur in der Schwangerschaft gibt die Frau ihren Leib dahin. Sie gibt ihren Körper auch beim Stillen, das ja oft alles andere als selbstverständlich und einfach «funktioniert». «Nimm Kind, und trink, das ist meine Milch für dich! Saug nicht zu fest, aber saug, meine Brüste sind voll, sie schmerzen fast, so voll sind sie, komm mein Kleines, ja so ist es gut...»

Der an der Brust saugende Säugling ist das Urbild des Teilens und Nährens: die volle Brust, das zufriedene Schmatzen, Tropfen, Ziehen, Spritzen und die kleinen, wohligen Seufzer. «Das ist die Ureucharistie» sagte mir einmal eine Freundin.

Und auch wenn die Stillzeit vorüber ist, teilen Frauen (und immer mehr auch Männer) ihren Körper mit ihren Kindern: sie halten, streicheln, stützen, baden sie, trocknen sie ab, pflegen und verpfästern sie, kämpfen, spielen und balgen mit ihnen herum, lehren sie die Welt... Kinder wollen, brauchen und «nehmen» viel von Frauenkörpern, direkt und indirekt.

«Eucharistisch dahingegeben»

«Nimm und iss, das ist mein Leib! Nimm und trink, das ist mein Blut!» Frauen – eine «Menschenwerkstatt», wie Gioconda Belli in einem Gedicht sagt – teilen ihren Körper, damit Menschen das Leben haben. Das ist eine «Dimension der Eucharistie, in der Frauen sich wiederfinden können», schreibt die lateinamerikanische Befreiungstheologin Maria Clara Lucchetti Binger. Wenn Frauen am Altar die eucharistischen Erinnerungsworte hören «nehmt und esst alle davon, das ist mein Leib, nehmt und trinkt alle davon, das ist mein Blut», dann ist implizit eine Ebene ihrer Erfahrung mitangesprochen. Binger sagt weiter: «Es sind die Frauen, die in ihrer Körperlichkeit die physische Möglichkeit besitzen, das göttliche Ereignis der Eucharistie

darzustellen. Im ganzen Prozess der Schwangerschaft, der Geburt, des Schützens und Nährens eines neuen Lebens, wird das Sakrament der Eucharistie, der göttliche Akt, neu Wirklichkeit.»¹

Die Befreiungstheologin Bingemer verknüpft Jesu befreiendes Handeln mit dem Befreiungskampf armer lateinamerikanischer Frauen, die ihr Leben für ihre Kinder und den Kampf um Gerechtigkeit hingeben. «Die anderen mit dem eigenen Körper zu nähren ist die höchste Gunst, die Gott gewährt hat, um definitiv in der Mitte seines Volkes gegenwärtig zu sein», schreibt sie. Jesu Leben ist es, das seinen Freundinnen und Freunden sowie seinen Anhängerinnen und Anhängern bis auf den heutigen Tag zu einer Lebensquelle werden kann. Die armen Frauen in Lateinamerika geben einerseits ihre Körper für ihre Kinder und das tägliche Überleben hin, andererseits setzen sie Leib und Leben ein für den Kampf für Befreiung und Gerechtigkeit und werden so, wie Bingemer es zuspitzt, «eucharistisch dahingeben».

Hingabe und Erotik

Den Körper (und mit ihm die Gabe des Körperteilens) und Eucharistie zusammenzudenken ist für Frauen gar nicht so schwierig und abwegig, wie es im ersten Moment erscheinen mag. Und es liesse sich sogar noch eine weitere Ebene anführen, nämlich die der Hingabe und des Körperteilens als lustvolles und erotisches Geschehen. Sagen nicht die Liebenden in Zeiten der Lust zueinander: «Ich habe dich zum Fressen gern, iss mich, riech mich, spüre mich, halte mich, sieh mich an, komm nah, ganz nah, nimm mich in dich auf, nimm mich zu dir hin, sei um mich herum, pack mich, sei oben und unten und hinten und vorn, ich will in dir zerfließen, ich will mich dir geben, nimm mich mit Haut und Haar, mit Fleisch und Blut, ich will dir meinen Körper geben...» Oder wie die lateinamerikanische Dichterin Gioconda Belli dieses «Nimm mich und iss, nimm mich und trink, dies ist mein Leib» in fruchtbigen Bildern umschreibt:

«Fruchtbige Liebe

Lass mich Äpfel über dein
Geschlecht rollen
Mangonektar
Erdbeerfleisch.

Dein Körper ist alle Früchte.

Umarm ich dich, so kullern
Mandarinen.
Ich küsse dich, und Trauben giessen
Ihren verborgenen Herzenswein
In meinen Mund.

Meine Zunge spürt in deinen Armen
Den süßen Saft der Apfelsinen.
Und zwischen deinen Beinen
Verbirgt der Granatapfel
Seinen erregenden Samen.

Lass mich die Wasserfrüchte ernten
Die deine Poren schwitzen.

Mein Mann aus Pfirsich und Zitronen!
Gib mir aus Aprikosen- und Bananen-
quell zu trinken
Trauben von Kirschen.

Dein Körper ist das verlorene Paradies
Aus dem

Kein Gott
Mich je
Vertreiben kann.»

Gioconda Belli²

Eine andere Deutungsebene

«Nimm, iss und trink, dies ist mein Leib» – wenn Frauen diese Worte im Gottesdienst während der Eucharistiefeier nur mit ihren Ohren hören, dann hören sie die eine, bekannte Ebene. Wenn sie aber mit ihrem ganzen Körper, mit all ihren Sinnen mithören, dann wäre Raum für eine ganz neue, andere und inspirierende Deutungsebene dieser Worte. Denn Frauen wissen körperlich um das Geheimnis, zur Lebensspenderin zu werden (oder potentiell werden zu können), zur Quelle des Lebens zu werden. Und wie seltsam würde dann die Argumentation der römischen Glaubenskongregation klingen, nach der Frauen nicht zu Priesterinnen geweiht werden können, weil sie Christus im Sakrament der Eucharistie mit ihrem weiblichen Körper nicht vergegenwärtigen können. Wie kann man nur auf eine solche Idee kommen...

Monika Hungerbühler, kath. Theologin,
FAMA-Redaktorin, tätig als Spitalseel-
sorgerin und Familienfrau.

1) Maria Clara Lucchetti Bingemer, zitiert aus
FAMA 1/95 «Schwestern über Kontinente», 6.

2) Gioconda Belli, Feuerwerk in meinem Ha-
fen Gedichte, Wuppertal 1997, 141.



Nachbilden – Berühren – Einverleiben

Von (religiösen) Kulturtraditionen

Irina Bossart

112

Wer das Museum für religiöse Volkskultur im Schloss Wyher bei Ettiswil LU betritt, sieht sich in ein Sammelsurium von religiös aufgeladenen Gegenständen gestellt, die Ausdruck und Zeichen der Volksfrömmigkeit sind. Der erste Schaukasten präsentiert eine Vielfalt an nachgeformten Körperteilen: Herzen, Hände, Augen, Ohren, Nasen, Beine mit Füßen, Brüste u.s.w. Nahezu jeder Körperteil ist vertreten. Diese sogenannten Votivgaben (lat. votum = Gelübde) sind aus Wachs, Ton, Metall, Holz oder Papier angefertigt. Sie wurden in Kirchen und Kapellen anlässlich einer Krankheit oder einer anderen Not-situation bei den für das entsprechende Leiden zuständigen heiligen Nothelfern dargebracht.

Die nachgebildeten Körperteile wiesen auf den Ort des Leidens und dessen Art hin. Allerdings ist die Interpretation nicht immer leicht, denn der nachgebildete Körperteil kann ein breites Bedeutungsspektrum besitzen. So steht beispielsweise ein Herz für Depression, Heimweh, Herzkrankheit oder Liebeskummer. Eine Gebärmutter – häufig dargestellt in Form einer stacheligen Kugel oder einer Kröte – weist auf Unterleibskrankheiten, Schwangerschaft oder Kindbettnot. Votive stellen eine Art «sinnliches Gebet» dar; sie machen die Bitte augenfällig.

Danksagung und Zeugnis

Votive wurden nicht nur als Zeichen der Bitte, sondern auch als Dank nach erfolgter Genesung an heiligen Stätten hinterlegt. Über die Danksagung hinaus waren sie Zeugnis für die Wiedererlangung der körperlichen oder seelischen Integrität respektive Zeichen für die Wirkkraft der Fürbitte des Heiligen, genauer: der Wirkkraft der göttlichen Macht.

Plastiken von geheilten Körperteilen sind in verschiedenen religiösen Kulturen seit dem Altertum nachweisbar. In unserem Kulturkreis erlangten sie vermutlich erst seit dem 15. Jahrhundert grössere Bedeutung.

Reliquienverehrung

Körperteile spiel(t)en noch in einem andern Bereich der Frömmigkeit eine wichtige Rolle: In der Reliquienverehrung. Während es sich bei Votivgaben um Imitationen von Körperteilen handelt, zeichnen sich Reliquien durch Echtheit aus (– oder sollten es zumindest). Grundlegend für den Reliquienkult im christlichen Kontext* wurde die auf der biblisch ganzheitlichen Anthropologie fussende Vorstellung, dass die Seele über den Tod hinaus mit dem Leib in Verbindung bleibe. War die verstorbene Person zu Lebzeiten mit besonderer Kraft versehen, so blieb – gemäss damaliger Vorstellung – die von Gott verliehene Dynamis auch in den körperlichen Überresten vorhanden. Aufgrund dieser Annahme waren Menschen bestrebt, der als göttlich gedachten Kraft teilhaftig zu werden. Weil den Reliquien eine göttliche Virtus inne-wohnte, konnten sie Wunder wirken. Es galt deshalb ihre Nähe aufzusuchen oder sie zu berühren, damit die Kraft übertragen und im eigenen Körper wirkmächtig wurde.

Primär- und Sekundärreliquien

Im Wesentlichen wird zwischen Primär- und Sekundärreliquien unterschieden. Erstere sind leibliche Überreste einer verehrten Person, bei letzteren handelt es sich um deren Lebensutensilien und von ihr zu Lebzeiten berührte Gegenstände. Hinzu kommen Reliquien dritter Ordnung: Sie umfassen alles, was das Grab der kraftgeladenen Person betrifft oder mit ihm in Berührung kam.

Auch in der Gegenwart...

Ausgehend von dieser Definition lässt sich problemlos eine Brücke in die Gegenwart schlagen. Während die einen in der Luzerner Jesuitenkirche noch heute den Eremitenrock von Bruder Klaus verehren, ersteigern andere eine Brille von John Lennon, ein glitzerndes Kostüm von Elvis Presley oder ein T-Shirt von der Madonna unserer Zeit. In der Neuen Luzerner Zeitung vom 23. Dezember [!] 2000 war in einem Artikel über Heilige unserer Zeit folgender Satz zu lesen: «Den Reliquien entspricht im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit von fast allem und jedem das Merchandising.» War im Spätmittelalter der Reliquienkult in Verbindung mit dem Ablasshandel ein einträgliches Geschäft, so ist es heute die Vermarktung eines Idols.

Noch eine andere Folge der Reliquienverehrung ist bis heute zu beobachten. Die dem Reliquienkult zu Grunde liegende Vorstellung von der Kraftübertragung wurde auch in der Volksmedizin und in magischen Praktiken wirksam, sei es in Form des Gebrauchs von Reliquien als Amulette oder durch Einverleibung. Allerdings fanden und finden



hier vor allem Körperteile von Tieren Verwendung. Ausgehend von der Annahme, dass in bestimmten Körperteilen (Krallen, Zähne, Horn ...) die begehrte Kraft in besonderer Konzentration vorhanden ist, wurde die Jagd danach eröffnet. Waren es im Mittelalter beispielsweise die Duftdrüsen von Bibern, das sogenannte Bibergeil, die begehrt waren, so sind es heute Knochen und Geschlechtsteile von Tigern oder das Horn des Nashorns, das zur akuten Bedrohung von Tierarten oder zu ihrer Ausrottung führt(e).

Irina Bossart studierte Geschichte und Theologie, arbeitet derzeit an einem Dissertationsprojekt in Kirchengeschichte, engagiert sich beim Verein Frauenstadtrundgang Basel und ist FAMA-Redaktorin.

* Anfänglich spielte im Urchristentum die Reliquienverehrung aufgrund der paulinischen Unterscheidung vom verweslichen Lebensleib und dem unverweslichen Auferstehungsleib keine Rolle. Sie setzte erst mit der Erinnerung an Polykarp von Smyrna († 156) ein. Ort der Verehrung waren zunächst die Märtyrerhimmengräber; Translationen erfolgten dann durch die Karolinger. Reliquienteilungen wurden erst ab dem 9./10. Jahrhundert möglich. Zuvor durften nur «überschüssige», nachwachsende oder durch das Martyrium abgetrennte Körperteile entnommen werden. – Vor diesem Hintergrund erscheinen besonders gehütete Reliquien wie Milch von Maria oder die Vorhaut Jesu ziemlich absurd.

Verborgene Mitteilungen entdecken

Der göttliche Körper im Alten Testament

Gerlinde Baumann

Ganz unterschiedliche Formen und Medien wählt die Bibel, um Mitteilungen Gottes an die Menschen wiederzugeben. Eine sehr direkte Weise ist die Sendung Jesu von Nazareth als Messias und Gottessohn, die im Neuen Testament bezeugt wird. Im Alten Testament wird eine grössere Bandbreite göttlicher Mitteilungsförmungen gewählt. Am geläufigsten ist die Rede JHWHs, des Gottes Israels, die den IsraelitInnen vor allem von ProphetInnen übermittelt wird.

Die biblischen AutorInnen haben ihre Einsichten von Wesen und Wollen Gottes auch auf anderen Wegen in Literatur überführt. Einen solchen Weg möchte ich näher betrachten. In den Texten des Alten Testaments wird Gott an vielen Stellen in körperlicher Weise beschrieben. Dieser Gedanke ruft bei vielen Menschen zunächst Befremden hervor: Gott hat einen Körper? Vorstellungen drängen sich auf von einem Mann mit langem weissen Bart, der auf einer Wolke sitzt und aus dieser himmlischen Höhe den Lauf der Welt bestimmt.

Von Erwachsenen werden solche Bilder häufig als «Kinderglaube» apostrophiert. In den meisten Religionen der Welt allerdings ist die Vorstellung anzutreffen, dass Götter Körper haben. Das Christentum besitzt zwar aus seinen alttestamentlichen Wurzeln mit dem zweiten Gebot («du sollst dir kein Bildnis von Gott machen») eine starke Tradition, die die Verehrung Gottes auf bildlose Formen beschränkt. Dabei sind gegenständliche Abbilder wie GöttInnenstatuen gemeint, die es in Israels Umwelt in grosser Zahl gegeben hat. Archäologische Funde belegen, dass auch in Israel selbst Gott in Abbildern verehrt worden ist. Deshalb ist das alttestamentliche Bilderverbot am ehesten als eine unter mehreren Positionen im Chor der unterschiedlichen Meinungen anzusehen.

Die «Abbildungen» des göttlichen Körpers, auf die ich mich beziehen möchte, sind anderer Art. Mir geht es um

Sprachbilder, um Metaphern, in denen Gott auf vielfältige Weise ein Körper «zugeschrieben» wird. Meist ist dies ein menschengestaltiger Körper. In wenigen Fällen wird von Gott auch wie von einem Tier oder einer Sache gesprochen: Gott kann auch mit einem mächtigen und kämpferischen Löwen oder einer schützenden Burg verglichen werden. Auf diese Weisen soll das Wirken Gottes in Worten ausgedrückt werden, die sich auf bekannte Erscheinungen beziehen.

Bei den am Menschen orientierten Metaphern wird dabei den Lesenden weder ein komplettes «Körperbild» vor Augen gestellt, noch werden die Körperformen auch nur grob umrissen. Die Beschreibung Gottes als eines körperlichen Wesens im Alten Testament ist ein Versuch, die menschlichen Erfahrungen mit Gott zur Sprache zu bringen – und dazu werden sie ins Bild gesetzt. Dass es diesen Gotteskörper nicht aus Fleisch und Blut gibt, darüber sind sich Schreibende wie Lesende im klaren gewesen. Aber offensichtlich war die metaphorische Weise am besten geeignet, das Wahrgenommene auszudrücken. Wie Gott an den Menschen handelt – welche Kräfte dabei wirken und was in ihr/ihm vorgeht, wenn sie/er sich mitteilt – lässt sich für die alttestamentlichen AutorInnen am ehesten im Bild von fühlenden und tätig werdenden menschlichen Körperteilen zum Ausdruck bringen. Auf diese Teile möchte ich nun den Blick richten.

JHWH von Kopf bis Fuss:

Das zugewandte Haupt

Ein Kopf wird Gott vor allem dann zugeschrieben, wenn die Haltung gegenüber den Menschen zum Ausdruck gebracht werden soll: Fürsorge und Zuwendung, aber auch Ablehnung. Häufig werden Gottes Gesicht, Nase, Mund, Auge und Ohr in bildlicher Bedeutung verwendet. Wendet sich Gottes Gesicht zu, so wendet sich Gott selbst zu. Im Falle menschlicher Verfehlung wird das Antlitz verborgen. Gott neigt den Menschen das Ohr zu, und der «erhörten» Person wird gewiss von JHWH geholfen (Ps 10.17 u.a.). Die göttlichen Augen sind dagegen eher Gottes kritische Instanzen, die menschliche Handlungen prüfend in den Blick nehmen (Spr 15.3). Auch über Augenwimpern (Ps 11.4) verfügt JHWH. Die Nase ist das Organ JHWHs, aus dem häufig Zornesrauch hervorquillt (Jes 30.27 u.a.); sie ist aber auch Riechorgan für Opferduft (Dtn 33.10). JHWHs Mund entlässt «nahrhafte» Worte (Dtn 8.3), einen lebenspendenden Atem, aber auch verzehrendes Feuer: «seine Lippen sind voll grollenden Zorns, und seine Zunge ist wie verzehrendes Feuer» (Jes 30.27). Mit den Zähnen knirscht JHWH als Drohgebärde (Hi 16.9). JHWHs «Per-

sönlichkeit» mit Vorlieben und Abneigungen kommen in dieser Art der Hinwendung des göttlichen Angesichts deutlich zum Ausdruck.

Gottes tätiger Arm

Noch häufiger als die Gesichtspartie Gottes werden die Hand, der Arm bzw. die Rechte genannt; auf sie entfallen fast die Hälfte der metaphorischen Erwähnungen göttlicher Körperteile. Gottes Arm ist literarisch fast immer in voller Aktion sichtbar: Kräftig und machtvoll packt JHWH an, wenn es um die Rettung des Volkes (Dtn 6.21) oder um dessen Bestrafung (Thr 3.3) geht. JHWH streckt die Hand aus (z.B. Ex 9.15); sie greift (Dtn 32.41) und schlägt zu (Hi 19.21). Meist wendet sie sich in feindlicher Absicht gegen jemanden. Selten erschafft JHWH etwas «in Handarbeit» (Ps 119.73) oder schenkt Geborgenheit im Schutz der Hand (Jes 49.2; 51.16). Der ausgereckte Arm signalisiert Tatkraft, die Rechte – eine Linke hat JHWH nicht – ebenfalls. In seine Handflächen klatscht JHWH, um das vernichtende Schwert (Ez 21.22) anzufeuern; aber in die Handfläche ist auch Israel eingeritzt, damit es nie in Vergessenheit gerät (Jes 49.16). Mit dem Zeigefinger hat JHWH die Gesetzestafeln am Sinai beschrieben (Ex 31.18; Dtn 9.10).

Gottes bewegtes Inneres

Womöglich nicht nur das «Hinten», sondern den Hintern Gottes hat Mose am Sinai zu sehen bekommen (Ex 33.23). Mose allerdings ist diskret gewesen und teilt keine weiteren Einzelheiten mit... Ansonsten zeigt JHWH den SünderInnen als Ausdruck seiner Ablehnung statt des Gesichts den Nacken (Jer 18.17). Das göttliche Herz zeichnet sich durch seine Stärke aus (Hi 36.5). Wenn JHWH mit sich zu Rate geht, etwas erwägt oder Vorlieben entwickelt, dann strengt sich das göttliche Herz an. So können wir Lesende den inneren Monolog Gottes belauschen (Gen 6.6; 8.21 u.ö.). Dem «Herzeleid» Gottes entspricht die Bewegung der anderen inneren Organe: Die «Innereien», die «Eingeweide», die «Mitte» oder der «Bauch» bewegen sich bei starken Gefühlen und grosser Betroffenheit Gottes (Jes 16.11; 63.15; Jer 31.20). Allerdings ist nur an diesen wenigen Stellen von Gottes inneren Organen die Rede; umso kostbarer ist der Einblick, der in die emotionale Seite Gottes gewährt wird.

Unterhalb der göttlichen Körpermitte

Der göttliche Lendenbereich bleibt vor dem Blick der Lesenden verborgen. Gott werden weder männliche noch weibliche Geschlechtsteile zugeschrieben. Penis oder Hoden hat Gott nicht, und ebensowenig wird Gott einer der beiden häufig für den Mutterleib ver-

wendeten Ausdrücke (*bātān* und *rāchām*) zugeschrieben. Allerdings ist das hebräische Wort für den «Mutterleib» (*rāchām*) eng verwandt mit dem Wort für «Erbarmen» (*rachamim*). Die Worte bleiben aber im hebräischen Urtext unterscheidbar: Der Mutterleib steht in der Einzahl, während das Erbarmen immer in der Mehrzahl konstruiert wird. Bis heute ist in der Forschung strittig, ob «Erbarmen» und «Mutterleib» auf die gleiche Wortwurzel zurückzuführen sind und ob deshalb eine enge Verbindung zwischen beiden besteht. Sollte dem so sein, dann würde dies auf die Nähe der Vorstellung vom Erbarmen zu den Regungen des Mutterleibs hinweisen. Bei Gott wird das göttliche «Erbarmen» (*rachamim*) nur an zwei Stellen (Jes 63,15; Ps 77,10) so verwendet, dass hier auf ein inneres Organ angespielt wird; hier macht sich der Leib bemerkbar, weil Gott spürbar betroffen ist. Von diesen spezifischen Worten einmal abgesehen, besitzt Gott lediglich in Ezechiels Vision «etwas, das so wie Hüften aussieht» (Ez 1,27). Beim Blick auf die unteren Extremitäten wären Aussagen über die göttliche Fortbewegung zu erwarten. Weit gefehlt: Statt dessen werden Einblicke in die göttlichen Sitzgewohnheiten gewährt. JHWH pflegt seine Füße auf einen Schemel zu stellen (meist der Tempel; Ps 99,5; 132,7 u.ö.). Ansonsten liegt entweder das Wolkendunkel oder Staub, eine Saphirfläche oder schlicht der Zion bzw. der Ölberg Gott zu Füßen. Nur selten sind JHWHs Füße in Aktion, und JHWHs Fersen hat niemand je zu Gesicht bekommen (Ps 77,20).

Ein ganzer Körper?

Gottes Körper, so lässt sich zusammenfassen und zuspitzen, ist kein organisches Ganzes. Es gibt häufig erwähnte göttliche Körperteile und auch solche, die nie genannt werden. Nur ein Drittel der im Alten Testament verwendeten Worte für menschliche Körperteile werden auch dem Körper Gottes zugeschrieben. Ausgespart bleiben beispielsweise Knochen und Sehnen oder das Körperfett. Als These lässt sich formulieren, dass vor allem solche Körperteile gewählt werden, die entweder aktiv oder empfindungsfähig sind. Es dominieren die oberen Extremitäten, mit denen Macht und Gewalt ausgeübt wird. Daneben ist auch JHWHs Wahrnehmungsfähigkeit (Sehen, Hören) wichtig und sein Mitgefühl, das durch die Bewegung innerer Organe zum Ausdruck gebracht wird.

Verdeckte Mitteilungen

Metaphern des göttlichen Körpers im Alten Testament lassen Bilder vor unserem inneren Auge erstehen. Wie auch menschliche Körper in literarischen

Schilderungen, so ist auch der literarisch sichtbare Gotteskörper nicht an allen Textstellen ein und derselbe. Er kann je nach Zusammenhang oder Textgattung unterschiedliche Gestalten annehmen. Gott kann mitleidend, kämpferisch oder fürsorglich sein.

Meist ist vom Gotteskörper nur ein einziges Teil «sichtbar»; der Blick bleibt auf ein Fragment beschränkt. Nur in wenigen Texten, in denen es vorwiegend um Gotteserscheinungen geht, werden mehrere Körperteile im Zusammenhang genannt, so dass ein halbwegs vollständiges Körperbild erscheint (z.B. in Ps 18,7-18).



Die hier aufgezählten Körperbilder sind angelehnt an Bilder menschlicher Körper. Aber welcher menschlichen Körper? Welche verdeckte Botschaft übermittelt die Körpermetaphorik von Gott? Meist ist der göttliche Körper ein aktiver, dynamischer und kraftvoller; von Gebrechlichkeit, die mit Gottes hohem Alter (Gott ist älter als die Welt, die er/sie erschaffen hat; Gen 1,1; Spr 8,22 u.ö.) verbunden sein könnte, ist nicht die Rede. Gott wurde nicht geboren und hat keinen Prozess von Aufwachsen und Entwicklung durchlaufen.

An dieser Stelle stellt sich auch die Frage nach dem Geschlecht Gottes. JHWH besitzt keinerlei primäre oder sekundäre Geschlechtsmerkmale und ist in dieser Weise «literarisch-biologisch» nicht festgelegt. Dies kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die soziale Geschlechtskonstruktion JHWHs eine männliche ist. JHWHs Körperteile agieren an den meisten Stellen so, wie sonst in alttestamentlichen Texten vorzugsweise männliche Kör-

perteile handeln. Das Schlagen der göttlichen Hand, das Zornesschnauben der göttlichen Nase und die Bewegungen vieler anderer Körperteile entsprechen den Aktionen dieser Körperteile, wie sie in den Texten des Alten Testaments überwiegend Männern zugeschrieben werden. Bezogen auf die alttestamentliche Zeit bleibt Gott an sozialen Rollen orientiert, die männlich bestimmt und ganz überwiegend von Männern ausgefüllt werden. Eine Ausnahme bildet jedoch das göttliche «Erbarmen», in das auch mütterliche Züge eingeflossen sein können.

Wie ist mit diesen textlichen Bildern vom göttlichen Körper heute aus feministischer Sicht umzugehen? Literaturwissenschaftliche Überlegungen können hier eine Anregung geben. Beim Lesen eines Textes sind die Lesenden selbst an der Konstruktion von Sinn und Bedeutung stark beteiligt. Ein Text selbst gibt einen Rahmen, innerhalb dessen eine gewisse Deutungsoffenheit besteht. Dies ist auch beim Herstellen der Körperbilder Gottes vor dem inneren Auge der Fall. Zugespielt gesagt: Gottes Körper entsteht im Auge der Betrachtenden. Zwei Beispiele: Zum einen kann Gott ganz unterschiedlich erscheinen – je nachdem, welche Gotteskörperteile in den Blick genommen werden. Zwischen den Extremen der kriegerischen Hand oder des mitfühlenden Inneren Gottes liegt ein weiter Raum. Zum anderen liegt es auch bei den Betrachtenden, welchem Geschlecht sie die Handlungen der Gotteskörperteile heute zuordnen. Kriegerische Aktionen beispielsweise müssen nicht für alle Zeiten Männern zugeschrieben bleiben, zumal sie auch im Alten Orient charakteristisch für manche Göttinnen sind. Fürsorglichkeit kann durchaus auch ein Attribut männlichen Sozialverhaltens sein – oder werden. So bleibt zwischen den Zeilen für jede Leserin und jeden Leser viel Raum, in den literarischen Körperteilen Gottes im Alten Testament ganz unterschiedliche Mitteilungen zu entdecken.

Gerlinde Baumann, Jg. 1962, Studium der Ev. Theologie; 1997 Promotion mit einer Arbeit über die Gestalt der Weisheit in Sprüche 1-9; 1997-2000 Forschungen über die Metapher der Ehe zwischen JHWH und Israel in den Prophetenbüchern; seit 2000 Wissenschaftliche Assistentin in Marburg und Arbeit über Gottesbild und Gewaltverarbeitung im Buch Nahum; Mitglied des Hedwig-Jahnow-Forschungsprojekts und in diesem Rahmen Forschungen über den Gotteskörper im Alten Testament.

Corpus suspectum

Ein (De)Teil verweist aufs Ganze

Irina Bossart

Als die Cellistin Lise Cristiani Mitte des 19. Jahrhunderts eine Konzerttournee durch Europa antrat, wurde dies zur Sensation: wilde Schlagzeilen und spekulierende Artikel eilten ihr voraus. Die damals sehr angesehene Musikzeitschrift Deutschlands, die «Allgemeine Musikalische Zeitung», berichtete 1846: «Eine Violoncellistin, aus Paris, hübsch und jung, in Berlin «noch gar nicht dagewesen» – das musste auf's Höchste spannen und interessiren. Gelesen hatte man schon viel über die originelle Erscheinung, man hatte sie in den Illustrations de Paris abgebildet gesehen (...) – man musste sie sehen, – sehen, wie sie den Bass halten würde (...). Als sie hervortrat, um das Violoncell zu ergreifen, das, melancholisch an einen Stuhl gelehnt, mit seinen langgeschlitz-

ten F-Augen in's Publicum starrte, da richteten sich alle Operngucker und Lorgnon's auf die Virtuosin, und viele im Hintergrunde des Saales Entfernte stiegen auf die Stühle, um zu sehen, wie eine Dame einen Bass halten könne (...).» Die «Berliner Musikalische Zeitung» bezeichnete die Cellistin Cristiani als «Apostel der Frauenemancipation». Und auch die «Allgemeine Wiener Musikalische Zeitung» monierte: «Das sind die Früchte der Frauen-Emancipation».

Voraus-Setzungen

Über die Veranschaulichung der Sensationslust hinaus scheinen die Zitate wenig zu bieten. Doch hinter den Kommentaren verbergen sich verschiedene Voraussetzungen, die im Zusammenhang mit der Musizierpraxis von Frauen im Bürgertum eine bestimmende Rolle spielten. Gemeint sind tabuisierte oder «sexualisierte» Körperteile der Frau, die Wahrnehmung des Instrumentes als Körper und die Herrschaft beziehungsweise Definitionsmacht des (männlichen) Blicks. Bewegte sich eine Frau ausserhalb der vorgegebenen Normen, erregte sie die Gemüter. Am Beispiel der musizierenden Frau im Bürgertum soll das Phänomen beleuchtet werden, dass einzelne Körperteile die Frau als Geschlechtswesen repräsentierten. Während die Frau auf ihr geschlechtliches Dasein reduziert wurde, stand dem Mann ein nahezu unbeschränktes Spektrum an Wirkungsbereichen und Entfaltungsmöglichkeiten zur Verfügung.

Normierung und Nebenideen

Um das Unerhörte des Auftritts von Lise Cristiani zu erfassen, ist es notwendig, einen Blick auf damals vorherrschende Normvorstellungen bezüglich der Musizierpraxis von Frauen zu werfen. Aufschluss darüber gibt die vom schwäbischen Pfarrer Carl Ludwig Junker 1783 anonym publizierte Schrift «Vom Köstüm des Frauenzimmer Spiellens». Junker befasste sich in seiner Abhandlung mit der Spielbewegung und der Handhabung der Instrumente; er dachte über die Wirkungen des Klanges nach sowie über die Verträglichkeit der modischen Kleidung mit dem Instrumentalspiel. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der Körperhaltung beim Musizieren. Dazu schrieb er unter anderem: «Gewisse Instrumente erfordern eine solche Stellung, und Lage des Körpers, die sich mit den Begriffen des sittlichen Anstandes nicht genau verträgt; (...) sie erwecken (...) gewisse Bilder, und Nebenideen (...). Ich denke verständlich zu werden, wenn ich den Fall, durch ein Beyspiel erläutere, ob ich gleich den Leser werde hinzudenken lassen müssen. Ein Frauenzimmer spielt das Violoncell. Sie kann hiebey zwey Übelstände nicht vermeiden. Das Überhängen des Oberleibs (...) und also das Pressen der Brust; und dann eine solche Lage der Füsse, die für tausende Bilder erwecken, die sie nicht erwecken sollten: sed sapienti sat» [aber genug für den Wissenden].

Offenbar bemächtigten sich entsprechende Bilder derart der Vorstellungs-





welt des Pfarrers, dass er die deutsche Sprache verlor und ins Lateinische überwechseln musste. Einerseits bemüht sich Junker, die Phantasie der Lesenden möglichst nicht zu provozieren, nicht unerwünschte «Nebenideen» zu wecken; andererseits verleitet seine Darstellung geradewegs dazu.

Tabuisierung von Körperteilen

Gewisse Körperteile der Frau waren weitgehend tabuisiert. Das heisst, sie verwiesen auf einen Bereich, den es möglichst aus dem öffentlichen Raum zu bannen galt: die Sexualität. Dennoch war sie stets präsent, wie dies eine nicht ganz eindeutige Strophe aus einer Hymne an Lise Cristiani vors innere Auge führt. Das Corpus suspectum wird sanft «umsungen»: «Und als nun unter ihrer zarten Hand / In Tönen ihre Seele sich ergossen. / Da hielt ein lieblich, mächtig Zaubersband / Die Sängerin und ihren Hof umschlossen.»

Brust, Beine und Füsse waren stark sexuell konnotiert. Deshalb durfte nichts auf diese Körperteile hinweisen, keine entsprechende Bewegung oder Haltung. Der Busen allerdings war doppelt codiert. Geschnürt im Korsett betonte er die Weiblichkeit, vielleicht auch die Mütterlichkeit, und war in diesem Hin-Blick unproblematisch. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde besonders den Frauenbeinen eine starke erotische

Ausstrahlung zugesprochen. So gab es beispielsweise ausserhalb von Frauenklöstern keine Organistinnen, da ihr Pedalspiel eine unerhörte Aufreizung dargestellt hätte.

Die schöne Hand

Andere Körperteile wie die Hand durften dagegen vorgezeigt, ja eigentlich inszeniert werden. In «Emile ou de l'éducation», dem Erziehungslehrbuch von Jean-Jaques Rousseau spielt Sophie Spinett, damit «ihre Hand vorteilhaft auf jenen schwarzen Tasten zur Geltung» kommt. Auch das Lauten-, Harfen- und Gitarrenspiel wurde den Frauen aus genanntem Grund nahegelegt. In einem Versuch, das Cellospiel von Lise Cristiani zu rehabilitieren, schrieb ein Kritiker: «Auch ihre Bogenführung ist edel, und das linke weisse Händchen versteht mit Anstand, ohne unschön zu werden, die verwickeltesten Applicaturen auszuführen». Neben der Hand galt auch das Gesicht mit züchtig gesenktem Blick als «unschuldiger» Körperteil. Daraus resultierte allerdings, dass den Frauen auch die Blasinstrumente vorenthalten wurden. Beim Spielen würden die Lippen verunstaltet, überhaupt das Gesicht verzerrt, was dem schönen Geschlecht nicht wohl anstünde.

Das Instrument als Metapher und eigener Körper

Das Spiel von Blasinstrumenten, aber auch das Streichen der Geige oder Zupfen der Gitarre durch eine Frau war noch aus einem ganz anderen Grund provokativ. Einerseits standen Instrumente metaphorisch – zum Beispiel in Volksliedtexten oder in der bildenden Kunst – für Sexualität und Liebesspiel. Andererseits wurden die Instrumente selbst als Körper wahrgenommen – vergleiche die Nennung der F-Augen des Cellos im Eingangszitat. Die Urformen der Musikinstrumente stehen in Analogie zum menschlichen Körper oder einzelner Teile davon. Das Musizieren war demnach geprägt durch das Verhältnis zweier Körper zueinander. Finger oder Lippen konnten etwas zum Schwingen und Klingen bringen. Für Frauen war die unmittelbare, in vielerlei Hinsicht intime Beziehung zum Instrument problematisch, wenn nicht undenkbar. Die Geige, wegen ihrer königlichen Stellung ohnehin nur Männern vorbehalten, war in ihrer weiblichen Form zusammen mit einer Frau geradezu anstössig. Vielleicht weckte diese Beziehung die «Nebenidee» der weiblichen Homosexualität. Nur die Gitarre, die ja ebenfalls eine weibliche Form hat, wurde in Frauenhänden toleriert, weil die Armstellung der Musikerin an das Wiegen eines Kindes erinnerte. Diese Assoziation musste nicht unterdrückt werden. Trotzdem gab es auch Versuche, den Frauen die Gitarre auszureden: «Wegen des

Druckes, den die Finger erliden, und seiner vorzüglichen Anwendbarkeit bei Nachtmusiken, scheint es sich doch mehr für das männliche, als für das weibliche Geschlecht zu eignen.»

Wahrnehmung und Definitionsmacht

Die bislang angeführten Argumente machen deutlich, dass das Instrumentalspiel von Frauen viel mit Wahrnehmung zu tun hat(te). Vom schönen Geschlecht wurde erwartet – wie es der Name bereits nahelegt –, schön zu sein, das hiess, in bewegungsloser, passiver und züchtiger Anmut zu verharren. Frauen und ihr Verhalten unterstanden – nicht nur im musikalischen Bereich – der Norm und der Kontrolle des männlichen Blicks. Bis heute macht es in vielen Belangen noch einen (Wahrnehmungs-)Unterschied, ob eine Frau oder ein Mann dieselbe Tätigkeit oder Bewegung ausführt. Man denke etwa an die Stellung der Beine im Bahnabteil...

Irina Bossart studierte Geschichte und Theologie, arbeitet derzeit an einem Dissertationsprojekt in Kirchengeschichte, engagiert sich beim Verein Frauenstadtrundgang Basel und ist FAMA-Redaktorin (und Cellospielerin!).

Literaturhinweise:

- Freia Hoffmann, *Instrument und Körper. Die musizierende Frau in der bürgerlichen Kultur, Frankfurt am Main und Leipzig 1991.* (Meine Ausführungen basieren auf dieser Monographie; alle Zitate sind daraus entnommen.)
- Sophie Drinker, *Die Frau in der Musik, Zürich 1955.*
- Eva Rieger, *Frau, Musik und Männerherrschaft, Kassel 1988.*
- Freia Hoffmann und Eva Rieger (Hg.), *Von der Spielfrau zur PerformanceKünstlerin, Kassel 1992.*

Literatur

kriminellen, bekannten und unbekanntenen Frauen.

Elisabeth Gössmann (Hg.), Eva Gottes Meisterwerk, Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung Bd. 2. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, München 2000.

Die erweiterte Neuauflage des Standardwerkes von Elisabeth Gössmann enthält neben Texten zur «Querelle des Femmes» aus dem 17. und 18. Jahrhundert neu eine umfangreiche Einleitung der Herausgeberin zur Exegese-geschichte von Genesis 1–3: «Eva» in der Hebräischen Bibel und in der Deutung durch die Jahrhunderte.

Claudia Janssen, Luise Schottroff, Beate Wehn (Hg.), Paulus. Umstrittene Traditionen – lebendige Theologie. Eine feministische Lektüre, Gütersloh 2001.

Dem paulinischen Textcorpus entstammten Aussagen, die die Stellung der Frau im Christentum nachhaltig geprägt und patriarchale Strukturen in den Kirchen und zwischen den Geschlechtern legitimiert haben. Die Autorinnen richten ihren Blick hinter die repressive Auslegungstradition auf die Texte als solche, entdecken befreiende Töne und ermöglichen überraschende Einsichten.

Isolde Karle, Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, Gütersloh 2001.

Pfarrerinnen/Pfarrer werden mit hohen Erwartungen an ihre Person und ihre Arbeitsleistung konfrontiert. Eine Verschmelzung von Person und Amt scheint unausweichlich. Wo bleibt bei diesem Amtsverständnis die Professionalität? Wie kann eine reflektierte Distanz gewahrt werden, ohne sich persönlich zu distanzieren? Diesen Fragen geht die Autorin nach und entwickelt ein Berufsverständnis, das einen Weg zwischen traditionellem Berufsbild und einem individualisierten Amtsverständnis weist.

Eva Pelkner, Gott – Gene – Gebärmutter. Anthropologie und Frauenbild in der evangelischen Ethik zur Fortpflanzungsmedizin, Gütersloh 2001.

Vom Ansatz einer feministisch-theologischen Ethik her analysiert die Autorin Beiträge evangelischer Ethiker zur Fortpflanzungsmedizin kritisch auf Frauenbild und Geschlechteranthropologie, stellt sie neueren internationalen Forschungsansätzen zu einer feministischen Bioethik gegenüber und entwickelt eigene Alternativen zur herkömmlichen männerdominierten Bioethik.

Schleiersichten – Perspektivenvielfalt als Scheschule, cfd-Dossier 2/2000, cfd. Postfach, 3001 Bern.

Das islamische Kopftuch macht Schlagzeilen: Als Inbegriff der Rückständigkeit der andern, als Symbol der Frauenunterdrückung anderswo und als Exotikum, das Neugier weckt nach dem andern. Der Schleier und «die islamische Frau, die er verhüllt», sind beliebtes Objekt der westlichen Inszenierung des Islams. Das neue cfd-Dossier «Schleiersichten» sprengt diese Zentralperspektive und bietet mit der «Perspektivenvielfalt als Scheschule» andere Zugänge – für eine solidarische Praxis mit Frauen und die Unterstützung ihrer politischen und gesellschaftlichen Forderungen.

Buchbesprechung

Ulrike Metternich, «Sie sagte ihm die ganze Wahrheit.» Die Erzählung der «Blutflüssigen» – feministisch gedeutet, Mainz 2000.

Mein erster Gedanke beim Lesen des Titels: nicht schon wieder diese Geschichte von der Heilung der blutflüssigen Frau, die in allen Frauenkreisen so Mode war. Doch beim Lesen merke ich bald: da geht es um etwas Neues. Es geht um eine Dynamis-Geschichte, um eine Entdeckung einer neuen theologischen Leseweise. Da berührt eine Frau nicht nur Jesus, damit sie geheilt wird. Da begegnen sich zwei Menschen, eine Frau berührt Jesus wie in einer prophetischen Zeichenhandlung (Sacharia 8). Die beiden spüren die dynamis, die unsichtbare, aber spürbare Kraft, und die Frau erzählt Jesus die ganze Wahrheit, ein Glaubens- oder Lebensbekenntnis. Sie wird durch diese Begegnung und Gotteserfahrung zur Tochter Gottes. So wird sie gerettet und von Jesus gesegnet. Ein hoch theologisches Vokabular hat diese narrative Heilungsgeschichte. Ulrike Metternich nennt sie eine Dynamisgeschichte, in der eine Frau nicht nur von der Krankheit befreit wird, sondern aufsteht zu einem neuen Leben. Sie wird verwandelt durch die Begegnung und erlebt ein Stück vom Reich Gottes. Die Dissertation von Ulrike Metternich ist gut lesbar, klar gegliedert. Schritt für Schritt entwickelt sie ihre Thesen, in «Schottroff'scher» Gründlichkeit. Ein Hauptteil befasst sich mit dem Thema der Menstruation im Judentum und in der frühen Kirche. Diese breiten Ausführungen liessen mich meine bisherige Vorstellung, dass das Mensblut zur sozialen Isolation führt, revidieren. Das Buch ist spannend und regt mich an weiterzudenken, mit Kolleginnen weiterzureden. Ich entdecke andere Dynamisgeschichten in der Bibel und in meinem Alltag. Auferstehungsgeschichten, die zu mehr Leben führen. Ich frage mich auch, welches Verhältnis denn die Dynamis zum Heiligen Geist hat... Ein anregendes Buch.

Clara Moser Brassel

Literatur zum Thema

Farideh Akashe-Böhme (Hg.), Von der Auffälligkeit des Leibes, Frankfurt a. M. 1995.

Regina Ammicht Quinn, Körper – Religion – Sexualität, Mainz 1999.

Rolf Augrich (Hg.), Künstliche Menschen – Manische Maschinen – Kontrollierte Körper, Filmmuseum Berlin 2000.

Uwe Herrmann (Hg.), Die Seele verpflanzen? Organtransplantation als psychische und ethische Herausforderung, Gütersloh 1996.

Freia Hoffmann, Instrument und Körper. Die musizierende Frau in der bürgerlichen Kultur, Frankfurt a.M. 1991.

Leibundleben.bl.ch. Vom Umgang mit dem menschlichen Körper, Katalog, Schwabe Verlag, Basel 2001.

Silvia Schroer/Thomas Staubli, Die Körpersymbolik der Bibel, Darmstadt 1998.

Elisabeth Wellendorf, Mit dem Herzen eines anderen leben. Die seelischen Folgen der Organtransplantation, Stuttgart 1998.

Neuerscheinungen

Ansichtssache – Neun Frauenstadtrundgänge durch Basel, Limmat Verlag, Zürich 2001.

Wer verbirgt sich hinter dem Weiberregiment von 1691? Wer waren die Begonnen und warum wurden sie im 15. Jahrhundert aus Basel vertrieben? Wofür stehen Namen wie Salomé Schönauer, Ida Schmid-Binder oder Anna Maria Preiswerk-Iselin? In neun Rundgängen durch Basel erzählt «Ansichtssache» von aufmüpfigen, unerschrockenen, gebildeten, armen, religiösen, fremden,

Berichte

Vierte Feministische Liturgiewerkstatt der FrauenKirche Zentralschweiz in Kooperation mit dem Romero-Haus zum Thema «Wessen Brot essen wir?» vom 9. Februar 2001

Vom Brot war die Rede: das Thema, um das aber alles kreiste, war nicht das Brot allein, vielmehr das, was uns nährt. Das, wofür uns das Brot steht – in unserer täglichen Wahrnehmung, in unserem kulturellen oder auch christlichen Gedächtnis.

Mit Geschichten, die um das Brot kreisen, mit Gedichten, Reimen, Erzählungen, mit der ganzen Vielfalt literarischer Genüsse, begann die Tagung am Freitagabend. Die Schauspielerin Silvia Planzer machte es möglich, dass uns die Geschichten, auch die traurigen, nicht im Halse steckenblieben und doch nachdenklich stimmten, dass aber auch die Lust, am Leben zu sein, Brot zu haben, Platz hatte. Manchmal konnte man es sehen, das Brot, in den Trümmern des Nachkriegsdeutschland oder in den Armen der Marktfrauen auf den Strassen von Marrakesch. Dass auch die Musik, die Flöten von Ursi Kleeb und die Gitarre von Christina Müller, die Hefe im Brot sein können, war neben dem tatsächlichen Essen von Brot eine Erfahrung mehr, die wohl tat.

Heilige Räume, Räume, die anders sind als alle anderen Räume, in denen wir uns sonst bewegen, Räume, in denen Türen und Fenster geöffnet werden in uns und zu anderen Räumen, davon liess uns Claudia Jaun mit Bild und Ton eine Erinnerung wach werden: So vielfältig wie wir, wie das, was uns bewegt, zu verschiedenen Zeiten, sind die Räume, die uns heilig sind und werden können. Zwei Referate, von Jacqueline Sonogo Mettner und von Karin Klemm, führten uns durch das Nachdenken darüber, wie Brot und Gerechtigkeit zusammengehören, wie das Brot teilen, im Abendmahl, nicht von der Suche nach dem rechten Tun, dem Tun des Richtigen,

zu trennen ist und welche Kriterien wir beachten müssen, wenn wir gemeinsam Mahl feiern, damit es zu etwas Gelingendem wird. Frauen fanden sich zusammen, waren dabei, genossen es, diskutierten mit, und wir, die Veranstalterinnen, gingen nach Hause und wussten: Es muss eine fünfte Liturgiewerkstatt geben.

Silvia Strahm Bernet

Zürcher Bibel Übersetzung

Warum und wozu eine neue Zürcher Bibelübersetzung?

Bei dem in der Zürcher Kirchensynode neu entfachten Sturm um einen frauengerechten Bibeltext geht ganz vergessen, worum es bei der in Frage stehenden Neuübersetzung der Zürcher Bibel geht und worum nicht. Ich war in den Jahren, als diese beschlossen und begonnen wurde, Mitglied des Verwaltungsrates des Theologischen Verlags Zürich und der Zürcher Bibel und erinnere mich sehr wohl, was dazu führte:

Die Zürcher Bibel in der Übersetzung aus dem Urtext, die im Auftrag der Kirchensynode des Kt. Zürich zwischen 1907 und 1931 entstand, wurde vom Kirchenrat des Kt. Zürich im Verlag der Zwingli-Bibel herausgegeben.

Sie galt in den Fachkreisen als die genaueste Übersetzung der Urtexte und fand deshalb in theologischen Fachkreisen Verwendung, hatte aber zugleich den Charakter einer Volksbibel. Vor allem die Übersetzung des Alten Testaments von Pfr. Jakob Hausheer war von hoher sprachlicher Qualität und erwies sich auch für den Gebrauch im Gottesdienst als hervorragend. Demzufolge wurde 1987 beschlossen, das Alte Testament ‚nur‘ einer Revision zu unterziehen, welche die exegetischen Erkenntnisse der letzten fünfzig Jahre einzuarbeiten hatte, während das Neue Testament neu aus dem Griechischen übersetzt werden sollte. Damit wurde ein Übersetzerteam aus Neutestamentlern der Universität Zürich beauftragt, das sich im Laufe der Jahre zwar personell veränderte, aber nicht offen war für die feministische und andere kontextuelle Exegesen (z.B. der Befreiungstheologie) noch für die Mitarbeit von ExpertInnen für Sprache und Kommunikation. Auch die Bestellung einer Frauenlesegruppe führte zu keinen positiven Resultaten, sondern – wie der Umgang mit einzelnen MitarbeiterInnen – nur zu Frustrationen und Trennung.

Nach der Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden Bibelübertragungen, die den Anspruch erhoben, «die Bibel in heutigem Deutsch» zu sein. So gewann in den Siebzigerjahren auch in der Schweiz «Die Gute Nachricht» aus Deutschland an Verbreitung, während die Zürcher Bibel an Boden verlor. Nicht nur NormalverbraucherInnen,

sondern auch immer mehr Pfarrer benutzten die «Gute Nachricht». Der Verlag der Zürcher Bibel (Hauptaktionär ist die evang.-ref. Landeskirche) erlitt schwere finanzielle Einbussen, was trotz Abraten des Neutestamentlers Eduard Schweizer zum Entschluss führte, die Zürcher Bibel zu erneuern. Das Ziel war also kein wissenschaftliches, sondern ein unternehmerisches: den Absatz der Zürcher Bibel sollte dadurch wieder zu gesteigert werden.

Seither sind 15 Jahre vergangen. Der Probedruck erschien 1998 und rief keine Begeisterungstürme hervor – im Gegenteil. Die Neufassung hat bisher über 4 Millionen verschlungen.

Die Erkenntnisse der feministischen Theologien sind unterdessen in andere Übersetzungen eingeflossen: Die Oxford-Bible, die englische Standardbibel, hat 1995 das Neue Testament und die Psalmen in einer Inclusive Version aufgelegt, in der Frauen nicht nur besten Falls «mit gemeint», sondern auch genannt sind, wenn sie gemeint sind. Und bei Gütersloh ist derzeit eine «Gerechte Bibel» in Vorbereitung, welche die zahlreichen absichtlichen oder unabsichtlichen Frauendiskriminierungen in den biblischen Texten ausbügeln will.

Es ist meines Erachtens allerdings eine offene Frage, ob sich durch solche zumindest anerkennenswerte Anstrengungen die Bibel nicht unversehens als etwas anderes darstellen wird als, was sie von Anfang an war: die Heilige Schrift einer patriarchalen Religion. Solange die Texte diesbezüglich keinen Zweifel lassen, herrscht immerhin Klarheit darüber, dass dem so ist. Wenn Frauen verschwiegen werden, ist das schlimm; aber vielleicht weniger folgenschwer, als wenn *ihre Diskriminierung* verschwiegen wird – obwohl sie weiterbesteht.

Da die Synode der Evang. Ref. Zürcher Kirche nun einen Kredit von (ganzen!) Fr. 20'000.– für die frauengerechte Übersetzung eines biblischen Buches gesprochen hat, mache ich den Vorschlag, diese als Synopse heraus zu geben, die den LeserInnen den laufenden Vergleich der patriarchalen und der geschlechtsgerechten Übersetzung ermöglicht bzw. nahelegt. Auf ein solch exemplarisches Projekt dürften man und frau zu Recht gespannt sein!

Susanne Kramer-Friedrich, Publizistin, langjähriges Mitglied des Verwaltungsrates des Theologischen Verlags Zürich und des Verlags der Zürcher Bibel.

Hinweise

Leibundleben.bl.ch. Vom Umgang mit dem menschlichen Körper.

Kulturhistorische Dauerausstellung im Kantonsmuseum Baselland in Liestal.

Was ist der Körper? Eine biologische Tatsache oder ein kulturelles Konstrukt? «leibundleben.bl.ch», die neue, grosse Dauerausstellung des Kantonsmuseums Baselland zeigt vergangene und aktuelle Körperkonzepte und den alltäglichen Umgang mit dem eigenen Körper, der uns manchmal so fremd ist. Der Körper wird dabei als eine historische Grösse verstanden – den Körper gibt es so gesehen nicht; die Vorstellungen über ihn sind abhängig von Geschlecht, Zeit, Ort und noch vielen anderen Faktoren. Der Körper ist also eine Konstruktion, die von verschiedenen Vorstellungen geprägt und durch verschiedene Praktiken geformt wird.

«leibundleben.bl.ch» zeigt in begehbaren Gedankengebäuden verschiedene Körperkonzepte: von der antiken Säftelehre hin zum Modell des «Menschen als Maschine» bis zur Genetik.

«leibundleben.bl.ch» stellt Theorie und Wissenschaftsgeschichte des «Leibes» den alltäglichen Erfahrungswelten gegenüber. So entsteht ein vielschichtiges Bild über das Leben, Lieben, Essen und Sterben der vergangenen zwei Jahrhunderte bis in unsere Tage.

Ausstellungsverantwortliche ist Barbara Alder vom Kantonsmuseum BL. Gestalter ist André Haarscheidt vom Büro Element in Basel.

Publikation zur Ausstellung: «leibundleben.bl.ch. Vom Umgang mit dem menschlichen Körper.», Schwabe-Verlag Basel 2001.

Diskussionspapier des SKF zu Homosexualität

«Unsittliches Tun oder anerkanntswerte Lebensform? Lesben, Schwule, Bisexuelle in Kirche und Gesellschaft», so heisst das kürzlich erschienene Diskussionspapier des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes SKF. Der SKF will lesbischen Frauen und den Müttern gleichgeschlechtlich orientierter Töchter und Söhne innerhalb und ausserhalb des Verbandes Solidarität und Akzeptanz zeigen und so einen Beitrag leisten, das Thema «Homosexualität» gesellschaftlich und innerkirchlich zu enttabuisieren. Weiter soll das Papier zur Meinungsbildung bei den politisch anstehenden Gesetzesänderungen und zur Integration homosexueller Menschen in Kirche und Gesellschaft beitragen. Im Sinne seines Leitbildes setzt sich der SKF für die Überwindung jeder Diskriminierung in Kirche und Gesellschaft ein und fordert gerechte gesetzliche Regelungen für gleichgeschlechtliche Lebensformen und Partnerschaften.

Das Diskussionspapier ist abrufbar unter www.frauenbund.ch oder erhältlich beim Zentralsekretariat des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes SKF, Postfach 7854, 6000 Luzern 7 (gratis). Bitte der schriftlichen Bestellung ein an

sich selbst adressiertes und frankiertes C4-Couvert beilegen.

Veranstaltungen

Ein Tag mit Monika Stocker

Samstag, 23. Juni 2001, 9.30 – ca. 16.00 Uhr im Romero-Haus Luzern.

Die Veranstaltungsreihe «Ein Tag mit...» will die Begegnung mit einer Persönlichkeit ermöglichen, die sich für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung engagiert. Monika Stocker hat als streitbare Zürcher Stadträtin und Vorsteherin des Sozialdepartements viel bewegt. Sie lädt das Publikum zum Mitdenken ein, zum Gespräch über Fragen und Aspekte, wie sie sich aus ihrer Biographie und ihrer Tätigkeit ergeben.

Anmeldung (bis 5. Juni 2001) beim Romero-Haus, Kreuzbuchstr. 44, 6006 Luzern, Tel. 041/375 72 72, E-mail: info@romerohaus.ch.

«Lieben, lachen, mitbestimmen...»

Frauen und die Zukunft der Demokratie in Europa. Referate, Workshops, Konzert, Vernissage, 5. Europäische Frauensommerakademie auf Boldern, 11. – 18. August 2001.

Demokratie heisst das Heilmittel gegen Diktatur und Totalitarismus, Menschenrechtsverletzungen und Gewalt. Mit dem demokratischen Rechtsstaat soll eine Gesellschaftsordnung verwirklicht werden, die auf Freiheit in Gerechtigkeit gründet. Aber welche Demokratie ist gemeint? Europäerinnen kommen aus unterschiedlichen politischen Kulturen mit unterschiedlichen Traditionen öffentlichen Lebens. Wie verhalten sich die globalisierte Wirtschaft und demokratisch vereinbarte Rahmenbedingungen zueinander? Welche Werte und Regeln sind für Frauen im öffentlichen und privaten Raum unverzichtbar? Und welche Fortschritte Richtung Geschlechterdemokratie sind bereits verwirklicht worden?

Leitung: Irina Gruschewaja, Michaela Moser, Teny Pirri-Simonian, Elisabeth Raiser-von Weizsäcker, Ingeborg Schultz, Reinhild Traitler-Espiritu.

Informationen, Anmeldung: Boldern, Evang. Tagungs- und Studienzentrum, Brigitte Reinhard, Postfach, 8708 Männedorf, tel. 01/921 71 20, E-mail: tagungen@boldern.ch.

TextKonText

Tagung der IG feministische Theologinnen vom 28.–29. Okt. 2001 in Weggis. Unser Wahrnehmen der schweizerischen Realität beeinflusst unser feministisch-theologisches Denken und Handeln – aber wie?

Auskunft und Anmeldung: IG fem. Theologinnen, c/o Susann Schüepf, Libellenstr. 22, CH-6004 Luzern, E-mail: papoula@bluewin.ch.

Ein- und Aus-Sichten

20 Jahre cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit

Anlässlich dieses Jubiläums lädt die cfd-Frauenstelle zu zwei Veranstaltungen ein:

Schiffsmatinée am Sonntag, 1. Juli 2001: «Feministische Friedenspolitik en vague»

Lesung mit Sandra Hedinger, Autorin des Buches «Frauen über Krieg und Frieden». Anschliessend diskutieren Helga Habicht (Frauen für den Frieden Schweiz), Barbara Haering (SP-Nationalrätin), Sibylle Mathis (cfd-Frauenstelle) und Inge Remmert (Consultant Friedensförderung) mit der Autorin. Moderation: Heidi Witzig. Dazu szenisch-musikalische Darbietungen von Barbara Peter und Co Streiff.

Abfahrt: pünktlich um 11.00 Uhr am Bürkliplatz, Zürich. Kosten: Fr. 25.– inkl. Apéro und Getränke.

Soirée femmeuse, am Freitag, 17. August 2001, auf Schloss Au.

Festmahl auf Schloss Au am Ufer des Zürichsees, mit visuellen und akustischen Streifzügen zu den Stationen der letzten 20 Jahre feministischer Friedensarbeit.

Ab 17.00 Uhr Apéro im Schlossgarten; ab 18.30 Uhr Festmahl in der Schlosshalle.

Die Soirée Femmeuse ist ein Solidaritätessen zu Gunsten der cfd-Frauenstelle. Preis nach Selbsteinschätzung Fr. 70.–/120.–

Reservation für diesen speziellen Abend bis zum 31. Juli 2001. Tel 01/242 93 07; E-mail: frieda@cfd-ch.org

Abschied

Anfang dieses Jahres ist Erika Wisselinck in Portugal, wo sie seit Jahren lebte, gestorben. Sie erlag einem Herzanfall im Alter von 75 Jahren. Erika Wisselinck war Übersetzerin der Bücher von Mary Daly und hat diese bei ihren Deutschlandbesuchen und bei ihren Vorträgen begleitet. Sie war von Beruf Journalistin, Studienleiterin an der Evang. Akademie Tutzing, Lokalpolitikerin, Gründerin der Münchener Frauenstudien und Publizistin. Ihr Buch «Frauen denken anders» ist heute im Anke Schäfer Verlag erhältlich. Ebenfalls von ihr stammt das Buch «Anna im Goldenen Tor. Gegenlegende über die Mutter der Maria» im Kreuzverlag (leider vergriffen).

Am 13. Februar 2001 fand im Münchener Rathaus eine Gedenkfeier für Erika Wisselinck statt. (Aus einem Rundschreiben von Herta Leistner).

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 32.–/DM 32.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Editorial (Irina Bossart)	2
Körper teilen – Leben teilen. Ethische Fragen rund um die Transplantationsmedizin (Christine Ballmer-Hofer)	3
Im Falle eines Unfalles. Widerstreit über Organentnahme bei Sterbenden (Luzia Sutter Rehmann)	5
«Die Seele verpflanzen?» Seelische Aspekte der Organtransplantation (Elisabeth Wellendorf)	6
Auslaufmodell Mensch (Silvia Strahm Bernet)	8
«Nimm, iss und trink, dies ist mein Leib» Den Körper teilen im Geschehen der Schwangerschaft und der Eucharistie (Monika Hungerbühler)	10
Nachbilden – Berühren – Einverleiben. Von (religiösen) Kulturtraditionen (Irina Bossart)	12
Verborgene Mitteilungen entdecken. Der göttliche Körper im Alten Testament (Gerlinde Baumann)	13
Corpus suspectum. Ein (De)Teil verweist aufs Ganze (Irina Bossart)	15
Literatur	17
Forum	18

Bildnachweis

Brunnstockfigur, St. Johannis-Vorstadt, Basel.

Marga-Bührig-Anerkennungspreis – FAMA jubiliert

Wir freuen uns – wir freuen uns – wir freuen uns – wir freuen uns !!!

Am Fest «10 Jahre Interessengemeinschaft feministischer Theologinnen der Deutschschweiz und Liechtensteins», das am 7. Mai 2001 in Solothurn stattgefunden hat, wurde der Marga-Bührig-Anerkennungspreis an die schweizerische feministisch-theologische Zeitschrift FAMA verliehen.

Aus dem Presstext: «Für die Professorin für Religionspädagogik in Feldkirch, Dr. Helga Kohler-Spiegel (ehemals Luzern), ist FAMA, die in ehrenamtlicher Arbeit von Schweizer Theologinnen produziert wird, die derzeit wichtigste feministisch-theologische Zeitschrift. Die Redaktorinnen erhalten den Marga-Bührig-Anerkennungspreis für kontinuierliche und bedeutende Arbeit in der Vermittlung feministischer Theologie.»

Initiiert wurde der Preis von einer Gruppe von Theologinnen, die fanden, es sei an der Zeit, «ausgezeichnete Frauen auch wirklich auszuzeichnen und nicht damit warten zu müssen, bis Männer auf dieselbe Idee kämen». Der Preis ist benannt nach einer der Pionierinnen der Feministischen Theologie und ehemaligen Präsidentin des Ökumenischen Rates der Kirchen.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer: **Feminismus heute** (Arbeitstitel) erscheint Mitte August.

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Christine Ballmer-Hofer, Rührbergerstr. 7, 4058 Basel
Gerlinde Baumann, Hofstatt 1a, D-35037 Marburg
Irina Bossart, Altkircherstr. 30, 4054 Basel
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstr. 35, 4056 Basel
Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Doris Strahm, Gotthelfstr. 89, 4054 Basel
Luzia Sutter Rehmann, Bäumlhofstr. 198, 4058 Basel
Elisabeth Wellendorf, Kantplatz 1, D-30625 Hannover